5. Jahrgang 3. Heft 1. Dezember 1922

134

Pastor bonus

Monatsschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis

herausgegeben von

Franz Hamm

Doktor der Theologie und Staatswirtschaft
Professor der Moraltheologie am Priesterseminar zu Trier

Preis vierteljährlich 24.– Mk.

In der Diözese Trier kann mit Genehmigung des hochwürdigsten Bischöflichen Generalvikariates unter dem 15. September 1921 der Pastor bonus auf Rechnung der Kirchenkasse übernommen werden.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

BIBLIOTHECA PONTIFICII INSTITUTI BIBLICI

Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei (G. m. b. H.) Trier

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Ein ernstes Wort über unser kath. Vereinswesen (Pfr. Dr. P. Oberdoerffer, St. Martin, Köln) 77

Die neue Glaubensanalyse von P. Straub S. J. (P. Hartmann Strohsacker O. S. B. [Göttweig]) 88

Christus in der Heidenwelt (P. Dr. M. Hallfell, Missionsseminar der Weißen Väter, Trier) 90

Reform des römischen Kalenders (Dechant Dr. Ott, Waldhilbersheim) . 95

„Im Zeichen der Exerzitien" (Professor N. Scheid S. J., Trier) . . . 99

Der hl. Bonifatius, Apostel der Deutschen (Professor Dr. Christian Schmitt, Koblenz) 102

Zum Besten der Ueberlasteten (Pfr. Dr. Praxmarer, Aschaffenburg) . . 104

Mitteilungen: Zwei hervorragende deutsche Gelehrte der Gesellschaft Jesu P. Nisius und P. Noldin † (Professor Dr. Hamm, Trier) 111

Geh. Konsistorialrat D. Strack † (Studienrat Felix J. Langer, Berlin) 111

„Armer, verfinsterter Geist . . ." 112

Liturgische Mitteilungen: Nachträgliche Korrektur der AAS. betr. feierliche Votivmesse De Fidei Propagatione 113

Bücherschau: Kardinal Newman: Sankt Philippus Neri. — Arbeitsziele für die katholischen Arbeiter- und Arbeiterinnen-Vereine (Professor Dr. Hamm) 113

Kreuser, Handhabe für den Erstbeicht- und Erstkommunion-Unterricht (Studienrat Dr. Lemmer) 114

Doergens, Eusebius von Cäsarea als Darsteller der griechischen Religion (Dr. P. Odo Casel O. S. B., Maria-Laach) 114

P. Scharsch Obl. M. J., Die Devotionsbeichte (Dechant Dr. Ott, Waldhilbersheim) 115

P. Schilgen S. J., Im Dienste des Schöpfers. Ein Buch über die Ehe für katholische Braut- und Eheleute (Pfr. Dr. Timmen, Eutin) . . . 115

Inseraten-Anhang

Ein ernstes Wort über unser katholisches Vereinswesen.

Von Pfarrer Dr. P. Oberdoerffer, St. Martin, Köln.

Fortsetzung. Vergl. Novemberheft S. 39.

1. Jungfrauenkongregation.

In unseren Jungfrauenvereinen führt man zu viele Sonderabteilungen ein und trifft zu viele außerkirchliche Veranstaltungen. Man glaubt, den Jungfrauen etwas bieten zu müssen, um sie zusammenzuhalten. Ein Verein sucht dabei den anderen zu überbieten. Man bekommt häufig Programme zu Gesicht, auf denen fast für jeden Sonntag irgendeine besondere Veranstaltung für den ganzen Verein und fast für alle Abende der Woche Anzeigen von Zusammenkünften der einzelnen Abteilungen enthalten sind. Es gibt Turnen, Singen, Theaterübungen, Wandern, Nähen, Stenographieren und dergleichen. Wo bleibt da die Familie? Wie soll da der häusliche Sinn, die Liebe zum trauten Heim und zum Familienleben gepflegt werden? Die Jungfrau gehört in das Haus.

Es ist schon traurig genug, daß bei der modernen wirtschaftlichen Entwicklung ihre Berufstätigkeit sie so viel aus dem Hause führt. Am Abende wenigstens, und dann erst recht, soll sie zu Hause unter dem Schutze der Ihrigen sein. Der Sonntag ist der Tag, wo das arbeitende Mädchen das Familienleben kennen und schätzen lernen soll.

Man sage nur ja nicht: „Die Mädchen bleiben doch nicht zu Hause. Wenn wir sie nicht sammeln, dann laufen sie umher.“ Die Mädchen, die umherlaufen, kommen durchweg auch nicht zu den Veranstaltungen unserer Vereine. Dorthin kommen im allgemeinen diejenigen, die zu Hause gut gehalten sind und sonst bei den Eltern blieben. Indem wir sie aus der Familie ziehen, zerstören wir, was wir aufbauen sollen: Wir lockern den Familiensinn. Dabei besteht noch die nicht zu unterschätzende Gefahr, daß leichtfertig angelegte Mädchen unter dem Vorwande, zum Verein zu gehen, oder auch nach den Vereinssitzungen hinter dem Rücken der Eltern gefährliche Zusammenkünfte aufsuchen. Gesetzt auch, es kämen manche Mädchen, die doch nicht zu Hause blieben, dann sollen wir trotzdem nicht durch unsere Veranstaltungen das Fliehen der Familie autorisieren. Wir wiederholen: Das Familienleben zu hegen und zu pflegen, ist die große Aufgabe der Zeit. Sind die Jungfrauen mehr oder weniger dem Familienleben entfremdet, dann müssen wir unermüdlich und immer und immer wieder betonen, daß die Jungfrau ins Haus gehört und, daß es der Eltern Pflicht ist, sie unter ihrer Obhut zu halten.

Es erscheint auch im allgemeinen nicht ratsam, Sonderabteilungen für religiöse Zwecke in Jungfrauenvereinen zu bilden. Gut geleitet, erheischen sie viel Sonderarbeit des Klerus auf Kosten des Ganzen; sie fördern den Partikulargeist und bisweilen einen gewissen frömmelnden Sinn; sie verderben den Geschmack am

allgemeinen Gottesdienst. In der Regel sind sie auch nicht von langer Dauer.

Man halte die Jungfrauen an zur gemeinschaftlichen monatlichen Kommunion; man halte ihnen monatlich einen kurzen Vortrag, sei es in der Kommunionmesse oder am Sonntag nachmittag. Findet der Vortrag nachmittags statt, dann verbinde man ihn, wo eben möglich, mit der gewöhnlichen allgemeinen Andacht. Man veranstalte im Winter eine außerkirchliche Festlichkeit, desgleichen auch im Sommer eine oder an deren Stelle einen Ausflug. Das sei die Regel für die Leitung der Jungfrauenvereine. Man gehe davon nur ab, wenn es wirklich geboten erscheint.

2. Müttervereine.

Der moderne Organisationseifer hat sich auch an die Müttervereine herangemacht. Er zeigt sich da in Formen, die beim erfahrenen Seelsorger bedenkliches Kopfschütteln erregen. Man fragt sich: Warum? Wozu? Aber die Familie? — Abgesehen von außerkirchlichen Zusammenkünften, die man für Müttervereine nicht aufkommen lassen sollte, darf man nicht vergessen, daß die Mutter auch für ihre religiösen Übungen der Familie angehört. Sie ist gleichsam der Sauerteig, der das ganze religiöse Leben in der Familie durchdringen soll. Sie muß überall dabei sein, überall vorangehen, überall nachsehen. So viel sie kann, soll sie mit ihrem Manne und mit ihren Kindern gemeinsam zu den hl. Sakramenten, gemeinsam zum Gottesdienste gehen. Darum treffe man nicht zu viele besondere kirchliche Veranstaltungen für Mütter. Was man der Mutter zu sagen hat, kann man in geschickter Form auch im gewöhnlichen Gottesdienst sagen. Es ist sogar in den meisten Fällen gut, wenn die anderen Familienglieder es hören. Darum halten wir es durchaus nicht für angebracht, in kleinen Landgemeinden Müttervereine zu gründen; in großen Gemeinden der Industriegegenden mag es ratsam sein. Man vereinige dort die Mütter aber an Sonntagen und nicht in der Woche, weil dann diejenigen, die es angeht, keine Zeit haben. An Sonntagen verbinde man die Mütterversammlung mit der regelmäßigen, allgemeinen Andacht; sonst ist weder die Versammlung noch die Andacht gut besucht. Ob man regelmäßig gemeinsame hl. Kommunionen der Mütter veranstaltet oder nur jährlich eine mit besonderer Feier, möge man nach den örtlichen Verhältnissen beurteilen. In größeren Städten sollte man nicht in jeder Pfarrei einen Mütterverein errichten. Es würde genügen, wenn an verschiedenen Stellen der Stadt ein solcher Verein bestände. Wozu die unnötige Kräftezersplitterung? Man täusche sich nicht selbst. Bei aller Mühe, die der Klerus aufbietet, ist es mit den Müttervereinen schlecht bestellt. Unsere Müttervereine sind schon mehr Großmüttervereine. Die jungen Frauen unserer Städte sind dafür wenig zu haben; es fehlt ihnen aber auch an Wochentagen tatsächlich an der Zeit. An Sonntag Nachmittagen wollen sie Ruhe und Luft haben. Wenn sie ihre Geschäfte gut versehen, für ihre Familie sorgen und ihre religiösen Pflichten erfüllen, dann müssen wir zufrieden sein. Diejenigen, welche ihre Pflichten nicht erfüllen, kommen erst recht nicht in die Müttervereine. Darum genügt es, wenn in den Großstädten 4—5 Müttervereine sind, die dann ihre Zusammenkünfte an einem Wochentage halten mögen.

3. Elisabethenvereine.

In den letzten Jahren ist viel geredet und geschrieben worden über Neuorganisation der Elisabethenvereine. Wenn diese Vereine ihre Wirksamkeit entfalten in dem Geiste, aus dem heraus sie entstanden sind, dann erfüllen sie vollkommen ihren Zweck. Wesentlich ist, daß die Mitglieder bei ihren wohltätigen Spenden die Sorge um das Seelenheil ihrer Armen stets vor Augen halten, und daß sie den Armen immerfort persönlich mit einem Herzen voll hingebender Liebe nahetreten, ohne irgendwie den Schein zu erwecken, als wollten sie dieselben bevormunden. Es ist nicht nötig, Umformungen zu machen; auch ist es nicht angebracht, solche Vereine ins Leben zu rufen, wo kein Bedürfnis vorliegt.

Ähnliches muß man sagen von allen caritativen weiblichen Vereinen, als da sind: Fürsorgevereine, Bahnhofsmissionen und wie sie heißen mögen. Der Klerus hat darauf zu dringen, daß alles geschieht im Geiste echter, selbstloser, wohlwollender, opferfreudiger Nächstenliebe. Er muß immer wieder betonen, daß die persönlichen Opfer an Zeit und Mühe viel wertvoller sind und segensreicher wirken als Geldspenden, und daß kein Mißerfolg die von wahrer Gottes- und Nächstenliebe erfüllte Seele von ihren wohltätigen Werken abschreckt. Fortwährende Neuerungen sind auch hier vom übel.

4. Dienstmädchenvereine.

Mit besonderer Wärme hat sich der Klerus neuestens der weiblichen Dienstboten angenommen durch Gründung von Vereinen. Es ist das eine schwierige und wegen des ständigen Wechselns der Dienstboten auch in gewissem Sinne eine undankbare, gleichwohl aber eine dringend notwendige und segensreiche Aufgabe. Wenn diese Vereine ihre Aufgabe lösen sollen, müssen sie ganz religiös gehalten sein. Die Form der Kongregation wäre die beste. Die Mädchen, welche einer Dienstmädchenkongregation nicht beitreten wollen, werden auch in einem „Hausangestelltenverein" nicht lange bleiben.

Dienstbotenvereinigungen kommen nur für die Städte in Betracht. In größeren Städten sollte der Pfarrklerus darauf Bedacht nehmen, die Dienstmädchen nicht in die Pfarrkongregationen aufzunehmen, sondern sie den Dienstmädchenkongregationen zuzuführen, damit sie beim Stellenwechsel den Anschluß bewahren. — Hauptsache ist, daß diese Vereinigungen an verschiedenen Stellen der Stadt Lokale haben, wo sie sich Sonntags versammeln können und passende Unterhaltung finden. Die Unterhaltung der Dienstmädchen wird am besten unseren opferfreudigen Klosterschwestern übertragen; sie ist nicht Sache des Klerus. Die Schwestern werden alles tun, was in ihrer Kraft steht, um durch Spiele, Ausflüge, und was es sein mag, die Mädchen am Sonntag nachmittag anzuziehen und sie vor den vielen und großen Gefahren zu behüten, die ihnen drohen. Die kirchlichen Vorträge zu halten, ist Sache des Klerus; ebenso fällt ihm die Aufgabe zu, standesrechtliche Fragen insoweit es nötig ist, mit großer Vorsicht in den Vereinslokalen zu behandeln.

Das Dienstbotenverhältnis ist nur ein vorübergehendes Verhältnis. Die Zahl derer, die ihr Leben als Dienstboten zubringen, ist verhältnismäßig gering. Die große Mehrheit heiratet und zum

Teile recht früh. Das Sehnen und Streben der Dienstmädchen ist auf Heirat eingestellt. Dementsprechend sind dieselben auch in den Vereinen zu behandeln und zu erziehen. Der Verein soll ihnen ein Heim bieten für die Zeit, wo sie in der Familie kein Heim haben. Im übrigen sind sie möglichst an die Familie zu ketten, in der sie dienen. Das liegt auch schon in ihrem augenblicklichen Interesse. Je enger sie mit der Dienstherrschaft verknüpft sind, um so besser ist ihre Stellung, um so mehr sind sie geschützt vor Gefahren, um so erzieherischer für die Zukunft wird auf sie eingewirkt, um so zufriedener und glücklicher sind sie. Darum ist es auch eine der Hauptaufgaben des Vereins, dahin zu arbeiten, daß die Dienstboten in ihrer Familie die Stellung wieder erlangen, die sie nach alter christlicher Sitte und Gewohnheit hatten, und die sie nach christlichen Grundsätzen haben sollen, daß sie nämlich wieder als Glieder der Familie angesehen und behandelt werden. Der Verein muß alles meiden, was das Verhältnis zur Herrschaft lockern und trüben könnte. Aus dem Grunde schon können wir es nicht billigen, daß man auch nur den Schein erweckt, als wolle man aus den Vereinen eine Art wirtschaftlicher Organisation machen; wir können es auch nicht billigen, daß der Verein eine Dienstbotenordnung aufstellt und verbreitet in der Art, wie es geschehen ist; wir können es auch nicht billigen, daß der Verein sich um die Lohnverhältnisse kümmert; wir können es auch nicht billigen, daß man in größeren öffentlichen Versammlungen den Dienstboten einseitige Reden hält über ihre soziale Lage und ihre Rechte und die zu stellenden Forderungen; wir können endlich nicht billigen, daß man an Wochentagen, zumal in den Abendstunden, Veranstaltungen für sie trifft, die sie aus der Familie holen. Schon die Verwandlung des Namens „Dienstboten" in „Hausangestellte" ist sehr ominös und sehr zu bedauern. Nicht dadurch, daß man im Sinne des revolutionären Zeitgeistes handelt, kann man etwas bessern, sondern nur dadurch, daß man ihm in kluger Weise entgegenwirkt.

Man halte nur nicht das „rote Tuch" hin zur Rechtfertigung und komme nicht mit der Befürchtung, die Mädchen gingen zu den Sozialdemokraten über, wenn sie nicht durch Dinge, die ihnen schmeicheln und sie anziehen, gehalten würden. Die Mädchen, die so gesinnt sind, kommen nicht in unsere Vereine, und wenn man ihnen in den Vereinen Dinge bietet, die sie ihrer Herrschaft entfremden, wird damit der übergang zu den Sozialdemokraten nur gefördert.

Man sage auch nicht: das Verhältnis zur Herrschaft ist gelockert durch die Schuld der Herrschaften, damit muß gerechnet werden. Gewiß muß mit dieser traurigen modernen Entwicklung gerechnet werden, aber nicht in der Weise, daß man das Zerbrochene noch mehr zerschlägt, sondern dadurch, daß man leimt und kittet, so gut es geht. Man sorgt am besten für die materielle Lage und für die Seele der Mädchen, wenn man sie von der christlichen Auffassung ihrer Stellung und mit Liebe und Ergebenheit zu ihrer Herrschaft erfüllt. Damit ist gegeben, daß man ihnen auch von den Pflichten ihrer Herrschaft spricht, und daß man nötigenfalls durch die Stadtschwestern die Herrschaften aufmerksam macht auf die Unzuträglichkeiten in ihrem Hause. Dazu wäre es sehr wünschenswert, daß der Klerus viel mehr auf der Kanzel von den Pflichten der Herrschaft spricht, als es tatsächlich geschieht.

5. Katholischer Frauenbund.

Die Gründung eines katholischen Frauenbundes war notwendig, um die modern angelegten Frauen der besser situierten Stände vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein abzuhalten, der sich nicht von christlichen Grundsätzen leiten läßt. Die gebildete katholische Frauenwelt hat sich mit löblichem Eifer und großem Opfersinn der Sache angenommen. Fehler, die in übergroßem Betätigungsdrange begangen wurden, werden sich wohl nicht wiederholen. Das unberechtigte und unzweckmäßige Streben des Frauenbundes, alle katholischen Vereinigungen der Frauenwelt, selbst die religiösen und caritativen Vereine unter seine Fittiche zu nehmen, ist wohl für immer abgetan. Die Veranstaltung von apologetischen und ethischen Vorträgen außerhalb der Kirche in öffentlichen Lokalen wird sich hoffentlich nicht wiederholen. Es war das ein verfehltes Unternehmen. Dadurch wurde in gewissen Kreisen das Empfinden grundgelegt und auch zum Ausdruck gebracht, die gebildete Frau bedürfe besonderer religiöser Belehrung; die Unterweisungen und Predigten in der Kirche seien gut für den „Mob", aber nicht für sie. Auch das Bestreben, die Frauen des Volkes allgemein als Mitglieder für den Frauenbund zu werben und diesen Frauen regelmäßige, öffentliche Vorträge über Frauenfragen zu halten, darf wohl als fruchtlos und schädlich für erledigt gelten. Alle die Sitzungen und Beratungen, die von den Vorständen und Sektionen in den Kinderjahren des Bundes gehalten wurden und der Frau fast keine Zeit für ihre Familie mehr ließen, werden auch hoffentlich eingeschränkt werden. Die zu modern und zu sehr links gerichteten Strömungen, welche dahin gingen, eine mehr oder weniger freiere kirchliche Richtung einzuschlagen, sind glücklicherweise überwunden.

Die Frauen, welche Zeit und Talent und Mittel haben, mögen fortfahren, in treuem Pflichtgefühl aus Liebe zu Gott und zu ihren Mitschwestern in regem Wetteifer die großen und schwierigen Frauenfragen der Gegenwart gründlich zu studieren und miteinander beraten, wie dieselben zu lösen sind auf Grundlage der katholischen Prinzipien über die Stellung der Frau in der Familie und im öffentlichen Leben. Dabei mögen sie den Sittlichkeitsfragen ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden und vornehmlich überlegen, wie sie dem emanzipierten Auftreten der Frauenwelt und den Auswüchsen einer schamlosen Mode durch Wort und Beispiel entgegenwirken können. Da bietet sich ein großes und fruchtbares Reich der Betätigung. über alle Pläne öffentlicher Veranstaltungen mögen sich diese Frauen vorher mit dem Ortsklerus in Verbindung setzen.

6. Missionsvereine.

Auf dem Gebiet der Missionsvereine hat sich auch in der neuesten Zeit der Organisationsgeist in einer Weise bemerkbar gemacht, wie es der Sache nicht so ganz dienlich ist. Wir denken hier an all die Zeitschriften, welche wenig gelesen werden. Sie verschlingen viel Geld an Druckkosten ohne entsprechend die Zahl der Mitglieder zu mehren. Mit dem Vertriebe und dem Einsammeln der Beiträge werden Personen beauftragt ohne Vorwissen des Pfarrklerus, so daß dieser nicht unterrichtet ist, von wem und was in seiner Pfarre gesammelt wird. Wir denken auch an neue Missionsvereine.

die zum Schaden der alten errichtet werden. Hierbei haben wir insbesondere den Frauen-Missionsverein im Auge. Seiner ursprünglichen Bestimmung nach sollten sich die Frauen der wohlhabenden Stände bemühen, Beiträge für die Missionen einzuholen in Frauenkreisen, die sonst nicht für derartige Dinge zu haben sind. In Wirklichkeit drangsalieren die Vorstandsdamen den Klerus, daß er Sammlungen und Kirchenkollekten abhalten läßt für die Kasse des Vereins. Das kann nur geschehen auf Kosten des altbewährten Franziskus-Xaverius-Vereins. — Wir denken endlich auch an die für Missionszwecke freigestellten Geistlichen, die für ihren Unterhalt, ihre Reisen und ihre Drucksachen eine beträchtliche Summe den Missionen vorwegnehmen. Wir können uns der Ansicht nicht verschließen, daß in unserem opferbereiten Klerus genug Liebe zum göttlichen Heiland und zu den unsterblichen Seelen herrscht, um sich den Aufgaben der Missionsvereine im Nebenamt zu widmen. Es würde gewiß nicht an Landpfarrern fehlen, die sich der Sache mit warmem Herzen annähmen.

Wir können uns überhaupt nicht damit befreunden, daß für die Vereinsorganisationen Geistliche freigestellt werden. Die Generalsekretäre mit ihren Büros und Angestellten bedürfen viel Geld. Das, was ihnen obliegt, würden Geistliche im Nebenamte auch recht wohl ausführen können. Mehr möchten wir darüber nicht sagen.

7. Die Jünglingsvereine.

Die Jünglingsvereine sind die schwierigsten und mühsamsten unserer Vereine. Ihre Leitung erfordert nicht nur unverzagten Opfersinn und warme Liebe zur Jugend, sondern auch großen pädagogischen Takt und ein Autorität gebietendes Wesen, verbunden mit unverwüstlicher Geduld und überlegener Selbstbeherrschung. Es handelt sich darum, die jungen Leute in dem Alter anzuziehen, wo die meisten Väter sich dieselben entfremden. Es gibt so wenige Väter, die bei ihren eigenen Kindern verstehen, daß aus „Kindern Leute“ werden. Sie behandeln ihre heranwachsenden Söhne wie „dumme Jungen“; sie haben nicht Opfersinn und Geduld genug, um die Schwächen und Gebrechen, das ungebührliche und ungestüme Auftreten, das abstoßende und unsinnige Reden und Urteilen über alle möglichen Dinge, das kindische Einhertaumeln auf den morschen Stelzen der Selbstgefälligkeit, wie sich das alles in den Flegeljahren so viel zeigt, in Liebe und Selbstbeherrschung zu ertragen und mit Sanftmut zu bessern. Der Vereinspräses muß das verstehen, wenn er anders die Jugend gewinnen will; er muß auch tief durchdrungen sein, daß er vor allem mit übernatürlichen Mitteln zu arbeiten hat, um die jungen Leute in den Jahren des vollen körperlichen und geistigen Werdens durch die Wirrnisse und Gefahren des Lebens führen zu können. Alle Veranstaltungen, die er trifft, um dieselben anzuziehen und sie auf dem Wege des Guten zu halten, sind vergebens, wenn sie nicht regelmäßig zu den hl. Sakramenten gehen. Spiel und Sport, Gesang und Theater und andere weltliche Dinge sind Mittel zum Zweck. Es muß mancherlei geboten werden, viel mehr als in den Vereinen der weiblichen Jugend; aber es gilt doch, Maß und Ziel zu halten.

Auch der junge Mann hat eine Familie, und er muß das Familienleben schätzen und lieben lernen; dazu soll der Verein beitragen.

Wenn der junge Mann allabendlich in das Vereinslokal gezogen wird, dann verliert er den Familiengeist und wird später kein guter Familienvater werden. Es wird in ihm der Geist der Zerstreuung und der Vergnügungssucht geweckt und großgezogen; nicht selten genügt ihm das, was der Verein bietet, bald nicht mehr; er geht in andere Vereine über, die mehr bieten. Es ist dann das Gegenteil von dem erreicht, was bezweckt wurde.

Der Vereinspräses vergesse nicht und in keinem Augenblicke, daß er Seelsorger ist. Er mache sich nicht zum maître de plaisir; sonst sind alle seine Mühen und alle seine Arbeiten, all seine Opfer an Zeit und Kraft und Geld unnütz, und er muß sich am Ende sagen: „In vanum laboravi." Bestimmte Richtlinien zu geben für das, was einzuführen ist und was unterbleiben muß, geht nicht an; das hängt von allerlei Umständen ab, insbesondere auch von den örtlichen Verhältnissen und von den Anlagen und Fähigkeiten des Leiters; aber es gelte stets und überall der Grundsatz: Ne quid nimis!

Um die jungen Leute anzuziehen und sie vom Schlechteren abzuhalten, ist man in einigen Vereinen sogar dazu übergegangen, gemeinsame Bälle der Jünglings- und Jungfrauen-Kongregationen zu veranstalten. Wir können das durchaus nicht billigen. Wenn es zu erreichen wäre, daß die Kinder von ihren beiderseitigen Eltern begleitet kämen, und daß die Kinder unter Aufsicht ihrer Eltern zu nicht allzu später Abendstunde nach Hause gingen, dann ließe sich über die Sache reden, obwohl sie auch dann noch ihre bedenklichen Seiten hätte. Aber diese Voraussetzungen werden nie zutreffen, zumal nicht in großstädtischen Verhältnissen. Nur ein kleiner Bruchteil der Eltern wird mit den Kindern kommen, und nur ein noch viel kleinerer Teil wird auf dem Heimwege die nötige Aufsicht führen. Man gebe sich doch keinen Selbsttäuschungen hin. Man sage auch nicht: die jungen Leute gehen doch dem Tanzvergnügen nach; wenn wir ihnen keine Gelegenheit bieten, gehen sie dahin, wo es noch schlechter ist. — Wenn sie trotz aller unserer Mahnungen und Warnungen schlechte Bälle besuchen, dann haben wir das nicht zu verantworten; für das, was wir einführen, tragen wir die Verantwortung, zumal dann die Eltern sorglos ihre Kinder gehen lassen in der Meinung, sie seien in guter Gesellschaft und unter guter Aufsicht. Wir haben in Köln dem Stiftungsfeste eines Jünglingsvereins eine Zeit lang angewohnt, über das wir uns geradezu entsetzten. Da saßen die Jünglinge von 14—16 Jahren fast ausnahmslos mit einem jungen Mädchen an ihrer Seite. Eltern waren nur ganz wenige im Saale. Das Benehmen der jungen Leute war nicht erbaulich. Das Treiben auf dem Hofe, besonders in den Pausen, war skandalös. Besser keine Vereine, als daß unter dem Scheine des geistlichen Schutzes der Sinnlichkeit Vorschub geleistet wird.

8. Die Gesellenvereine.

Bezüglich der Gesellenvereine möchten wir wünschen, daß sie stets die großen Zwecke vor Augen haben, um derentwillen sie ursprünglich ins Leben gerufen wurden, und daß sie stets im Geiste Kolpings arbeiten. Er betrachtete alles vom seelsorglichen Standpunkte aus. Es wird an Geselligkeit häufig etwas viel geleistet. Das späte Sitzen in den Vereinslokalen und die langen Vorbereitun-

gen auf die Feste nehmen manchen Gesellen die Arbeitslust und die Arbeitskraft; sie erregen den Unwillen der Eltern und Meister; sie bringen den Gesellen für ihre Zukunft durchaus keinen Nutzen; darum: Ne quid nimis!

9. Kath. kaufmännische Vereine.

In den kaufmännischen Vereinigungen spielen mancherorts die Damen eine zu große Rolle. Man sitzt bis in die Nacht in den Vereinslokalen; man veranstaltet zu viele Feste; man macht einen Ausflug nach dem anderen, und was es sonst noch alles an Vergnügen gibt. Es müssen vielfach junge Mädchen dabei sein. Leider lassen die verblendeten Mütter ihre Töchter mittun; der katholische Name und der geistliche Präses werden zum Deckmantel von Dingen, die der katholischen Sitte Hohn sprechen. Es wird die zarte Schamhaftigkeit und das sittliche Bewußtsein untergraben. Durch die vielen Ausgaben geraten manche in schweren Konflikt mit dem 7. Gebot. Man schaue darum genau zu und greife fest ein und bessere, was zu bessern ist.

10. Katholische Studentenvereinigungen.

Es ist tief zu beklagen, daß unsere Katholischen Studentenvereinigungen seit einigen Jahren junge Mädchen zu ihren festlichen Zusammenkünften und Ausflügen heranziehen. Das bringt allerlei sittliche Gefahren mit sich, zumal in einer Zeit sittlichen Tiefstandes wie die heutige. Das legt den Grund zu Verhältnissen ohne Einsicht, ohne Aufsicht, ohne Aussicht. Das hält von ernstlichem Studium ab; das verweichlicht den Charakter; das widerspricht den Gesetzen des christlichen Wohlanstandes; das ist nicht katholisch. Es ist eine ernste Aufgabe des Klerus, hier indirekt durch die „Alten Herren" und direkt auf die Studenten einzuwirken, damit dem Unfug ein Ende gemacht wird; auch wäre auf die Eltern einzuwirken, daß sie ihre Töchter nicht gehen lassen.

11. Borromäusvereine.

Unseren so notwendigen und so wohltuend wirkenden Borromäusvereinen wäre auch ein wachsames Auge und eine bessernde Hand zuzuwenden. Man hat in katholischen Blättern und Versammlungen Jahrzehnte lang geredet von der Rückständigkeit der katholischen Belletristik, besonders hinsichtlich der Romane und Novellen. Das war sehr zu beklagen. Damit wurde nichts erreicht, aber viel verdorben. Romane stehen in ihrem Wesen auf sehr gespanntem Fuße mit der katholischen Ethik. Das Wort Lacordaire's „Die besten taugen nicht viel" wird der katholische Moralist unterschreiben müssen. Der Katholik kann auf dem Gebiete der Sinnlichkeit den Akatholiken nicht folgen; darum ist es keine Schmach, wenn die modernen Belletristiker den Vorwurf erheben, wir Katholiken seien rückständig. Es ist mehr beschämend, daß Katholiken diesen Vorwurf zu dem ihrigen machten. Wir haben in öffentlichen Versammlungen, sogar in Lehrkursen, die für die Borromäusvereine gehalten wurden, selbst von Geistlichen so wegwerfend über die katholische Literatur reden gehört, daß wir empört wurden. Dabei bestand das zuhörende Publikum zum allergrößten Teile aus jungen Leuten

von 15—20 Jahren. Man fragte sich unwillkürlich, welche Wirkung solche Erörterungen auf die heranwachsende Jugend ausüben müßten.

Entsprechend diesen Anschauungen ist man seit Jahren dazu übergegangen, auch akatholische Verlage für den Verein heranzuziehen und belletristische Schriften von akatholischen Verfassern einzustellen. Dabei bestrebt man sich, bis an die äußerste Grenze des Zulässigen zu gehen. Man beurteilt die Schriften vom ästhetischen Standpunkte aus und nimmt nicht genug Rücksicht auf die moralische Wirkung gegenüber dem Leserkreise unserer Vereine. Man gebe sich keinen Täuschungen hin. Das Lesepublikum unserer Vereine rekrutiert sich zum allergrößten Teile aus der Jugend im Alter von 10—20 Jahren. Diese Jugend liest auch unterschiedslos die Bücher, die in die Pfarrbibliotheken eingestellt sind. Sie holt die Bücher. Die Bücher, die sie nicht lesen soll, holt sie „für den Vater" oder „für die Mutter". Wenn es auch wirklich einmal wahr wäre, daß Vater oder Mutter das betreffende Buch gewünscht hätten, dann wissen die Kinder doch Mittel und Wege, um sie zu lesen. Vater und Mutter sind sehr sorglos in dieser Hinsicht, denn die Bücher kommen ja „vom Herrn Kaplan". Belehrung und Mahnung vermögen wenig daran zu ändern. Zwei Dinge sind dabei besonders schlimm. Handelt es sich um ein allenfalls gangbares Buch eines Schriftstellers, der sonst schlechte Schriften veröffentlicht, dann liegt die Gefahr nahe, daß man urteilt, die Bücher jenes Schriftstellers darf man lesen, denn auch in der Borromäus-Bibliothek sind solche. Sodann gilt hier das französische Sprichwort: L'appétit vient en mangeant. Die sinnlich geschriebenen Romane reizen nur mehr und mehr die Sucht nach solcher Lektüre. Die jungen Leute, die man durch solche Schriften zu bewahren strebt vor noch schlechterem Lesestoffe, werden gerade durch solche Bücher angelockt, nach Schriften zu suchen, welche die Sinnlichkeit noch mehr reizen. Man erreicht das Gegenteil von dem, was man bezweckt.

Als Maßstab für die Einstellung von Büchern nimmt man durchweg den modernen Grundsatz, daß ein Buch nicht zu verurteilen ist, wenn in demselben das geschilderte Laster seine Strafe findet oder gar, wenn aus den Irrungen des Lebens ein glücklicher Ausgang gefunden wird. Das mag seine Anwendung finden auf den gereiften Menschen, an dem Schilderungen des Lasters spurlos vorübergehen, aber nicht auf die Jugend. Diese ist allzu sehr geneigt, mit Behagen die sinnlichen Darstellungen des verkehrten Treibens zu verschlingen und ihre Phantasie damit anzufüllen; sie achtet weniger auf den nüchternen Ausgang und die bösen Folgen.

Soll man denn nun aus unseren Bibliotheken alles Akatholische fernhalten und alle Schriften verbannen, wenn sie, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, auch noch so glänzend geschrieben sind, aber kleine ethische Lücken zeigen? Da möchten wir sagen: Es ist eine dringende Notwendigkeit, daß in den Städten je nach der Größe eine oder mehrere Zentralbibliotheken eingerichtet werden, in denen man alles findet, was nicht gerade schlecht ist. Dort lassen sich unschwer Vorkehrungen treffen, die eine gewisse Garantie bieten, daß Bücher nicht in unberufene Hände fallen. Aus unseren Pfarrbibliotheken halte man alle Bücher fern, die nicht in jedermanns Hand gelangen dürfen. Es gibt Gott sei Dank genug gute Bücher aus katholischer Feder, die dem Lesebedürfnisse des gewöhn-

lichen unverdorbenen Menschen genügen. Das Bestreben, mehr Pikantes zu bieten, schafft aber Unlust an dem wirklich Guten und Unzufriedenheit mit dem Pikanten, das noch allenfalls geboten werden kann. Es ist für den Pfarrer eine stete drückende Besorgnis, daß durch den Borromäusverein, durch den so unsäglich viel Gutes gestiftet werden kann, manches jugendliche Herz in Versuchung gerät. Man gebiete darum der modernen Neuerungssucht im Einstellen der Bücherei in unsere Pfarrbibliotheken Halt.

12. Volksbildungsvereinigungen.

Wir möchten nicht unterlassen, ein kurzes Wort zu sagen über die neuesten Organisationen, die man ins Leben ruft unter dem Schilde der Volksbildung. Es ist hier nicht der Ort, und es fehlt auch der Raum, zu erörtern, was hier alles zu sagen wäre. In der heutigen glaubenslosen, christusfeindlichen Zeit die öffentlichen Theater in christlichem Geiste reformieren wollen, ist ein ganz nutzloses Beginnen. Eine Reformation dadurch zu erstreben, daß man gutgesinnte Elemente ins Theater führt, möchte ich als ein vermessenes Unterfangen bezeichnen. Die vergnügungssüchtige Menge von unten bis oben will Aufführungen haben, die der Sinnlichkeit schmeicheln. Sogar die sog. klassischen Stücke, die für einen christlich gesinnten Menschen des Bedenklichen wahrhaftig noch genug haben, müssen mit pikanten Zutaten wie Ballettänze u.dgl.versehen werden, um eine hinreichende Zahl Zuschauer zu finden. Die Stücke mit blödestem Sinnenreize, zumal, wenn sie von religiösem Spott durchzogen sind, finden die zahlreichste Zuhörerschaft. Durch Organisationen wie die eines „Bühnenvolksbundes" läßt sich sicherlich nichts daran ändern. Eine solche Organisation dürfte manche junge Leute ins Theater führen, die dasselbe heute meiden. Diese werden dann bald nicht nur die Stücke besuchen, die „von christlich-deutschem Volksgeiste" durchdrungen sein sollen, sondern überhaupt Theaterbesucher werden und nicht zum Vorteil ihrer Seele.

Organisationen zur Erreichung religiöser und moralischer Zwecke, die sich aus Katholiken und Protestanten zusammensetzen sollen, sind überhaupt unfruchtbar und bedenklich. Die religiösen und moralischen Grundsätze beider sind sehr verschieden. Zudem ist der heutige Protestantismus, auch selbst der gläubige Teil desselben, zu nachgiebig gegen die Zeiterscheinungen, um seine Anhängerschaft nicht zu verlieren. Da werden die religiösen Wahrheiten in den Hintergrund geschoben und die Forderungen des Sittengesetzes abgeschwächt. Es dürfte in vielen Fällen sehr schwer sein bei Beurteilung des moralischen Wertes und der Zulässigkeit eines Stückes nach katholischen Grundsätzen, eine Übereinstimmung zu erzielen in einem gemischt religiösen Kreise.

Erkennen wir alles Gute an, was die Protestanten sinnen und tun. So viel an uns liegt, bestimmen und begeistern wir dieselben, daß sie allen moralischen Schund bekämpfen. Aber handeln wir immer nach dem Grundsatze: Getrennt marschieren und vereint schlagen. Damit kommen wir weiter, und dazu haben wir um so mehr Grund in einer Zeit, wo die öffentliche Meinung so sehr geneigt ist, alle religiösen Unterschiede zu verwischen und mit den Andersgläubigen eine religiöse Einheit zu bilden unter dem Dache des Glaubens an einen Gott.

Bekämpfen wir die schlimmen Auswüchse des Theaters in der Tagespresse. Drängen wir die katholische Presse, daß sie hier ihre Pflicht tut. Es gibt katholische Tagesblätter, die in diesem Punkte ihren katholischen Standpunkt nicht wahren. Vom Standpunkt einer seichten Ästhetik aus bespricht man verwerfliche Darstellungen; man macht einige zarte Ausstellungen, die bei den Lobhudeleien gar nicht zur Geltung kommen; eine ernste Verurteilung nach den Grundsätzen der katholischen Moral sucht man vergebens.

Warum ein Teil der katholischen Presse so handelt, wollen wir hier nicht untersuchen; ob es die Furcht ist, die Annoncen zu verlieren, ob es die Besorgnis ist, bei einem Teile ihrer Leser anzustoßen, ob es die Angst ist, von der gegnerischen Presse für „rückständig" erklärt zu werden, ob es eine gewisse Sucht ist, zu modernisieren, oder alles das zugleich, sei dahingestellt. Die Tatsache, daß man durch solche erbärmliche Kritiken das katholische Volk irreführt und dem Laster Vorschub leistet, bleibt bestehen. Hier muß der Klerus seinen Einfluß einsetzen, um Wandel zu schaffen.

Das unsaubere Gewürm des Theaters scheut die Sonne der öffentlichen Verurteilung; vor dem Lichte dieser Sonne sucht es sich zu verkriechen. Durch Organisation eines „Bühnenvolksbundes" mit „Theatergemeinden" zur „Theaterpflege im christlich-deutschen Volksgeiste", der unsere katholischen Kongregationen und Vereine in das moderne Theater führen will, um es zu reformieren, richtet man mehr Schaden als Nutzen an.

Auch bei den sonstigen sog. Volksbildungsbestrebungen, denen man Einlaß in unsere Vereine gewährt, gibt es manches, was besser unterbliebe. Um nur eines zu sagen: Was will man bezwecken, wenn man in unseren Kongregationen Schiller- und Goethe-Abende veranstaltet? Es ist mir das wenig verständlich. Dagegen bin ich mir klar über das, was erreicht wird. Unsere jungen Leute werden nach den Werken von Goethe und Schiller greifen, zumal dieselben der bezahlten Annoncen wegen um Weihnachten in unseren katholischen Blättern angepriesen werden als geeignete Weihnachtsgeschenke. Und sie werden diese Sachen lesen zum großen Schaden ihrer Seele. Unsere Lehrer auf dem Gymnasium haben uns ernstlich vor diesen gewarnt. Ich bin ihnen bis heute sehr dankbar dafür. In meiner Jugend habe ich z. B. Goethes Faust nicht gelesen. Als ich ihn später las, habe ich mir gesagt, es gibt kaum etwas, das für Glauben und Sitten der studierenden Jugend gefährlicher ist als dieses dichterische Werk.

Noch einmal, wir sind Seelsorger, wir sollen die Seelen zu Gott führen. Dazu kann uns die moderne äußere Kultur mit allem, was sie bietet, wenig behilflich sein. Lernen wir von der Geschichte. Recht treffend sagt Pater O. Cohausz in seinem Paulus S. 181: „In der Zeit der Renaissance, da hatte man mit den Mitteln, die heute so eindringlich wieder empfohlen werden, die Welt an die Kirche zu fesseln gesucht, — und die Folge? Nicht die Welt wurde christlich, wohl aber die Christenheit weltlich."

Sorgen wir, daß man von unserer Zeit später nicht sagen wird, der Klerus hat mit dem Aufgebot all seiner Kräfte Tag und Nacht gearbeitet, sed in vanum laboravit, weil er den natürlichen Mitteln ein zu großes Gewicht beilegte. Wenn wir durch unsere Kongrega-

tionen eine kleine Zahl von tief religiösen und moralisch hochstehenden jungen Leuten heranbilden, die einen wirklichen Sauerteig der Pfarrgemeinde bilden, dann haben wir einen ganz anderen Erfolg, als mit einer großen Schar, die zugleich Gott und der Welt dienen möchte. Darum halten wir uns mehr an die übernatürlichen Mittel und pflegen das religiöse Leben und erwarten nicht zu viel von moderner Aufklärung und Bildung, von Sport und Spiel, wenn letzteres sich auch nicht ganz umgehen läßt.

□ □ □

Die neue Glaubensanalyse von P. Straub S. J.

Von P. Hartmann Strohsacker O. S. B. (Göttweig).[1])

Eines der interessantesten, aber auch schwierigsten Probleme der Theologie findet in diesem Werke eine ebenso ausführliche als eindringende Behandlung, und mit Recht; denn die Frage der Glaubensanalyse hat die hervorragendsten neueren Theologen intensiv beschäftigt, aber bisher keine wirklich befriedigende Lösung gefunden, ja Kleutgen verzweifelt geradezu daran, eine solche überhaupt finden zu können; und dabei handelt es sich um die objektiv-logische Zergliederung und Rechtfertigung eines Aktes, den wir alle ausdrücklich oder stillschweigend täglich setzen!

Nach kurzer Darlegung des Fragepunktes (1. Kap., S. 1—5) geht der H. H. Verfasser in Anwendung der historisch-kritischen Methode daran, im 2. und 3. Kap. (6—222; 223—331) die Ansichten und Lösungsversuche der älteren und neueren Theologen zu prüfen; etwa fünfzig der namhaftesten Autoren werden unter ausführlicher Zitierung der einschlägigen Texte vorgeführt, zu übersichtlichen Gruppen zusammengefaßt und gewertet, von Alex. Halensis an bis herab in die jüngste Zeit. Den älteren Theologen ist das Problem noch nicht klar zum Bewußtsein gekommen, da sie eine formelle Stellung der Frage vermissen lassen; immerhin bietet St. Thomas zwei wichtige Gesichtspunkte zur Glaubesanalyse, indem er lehrt, daß das Formalobjekt im Glaubensakte selbst geglaubt werden müsse, aber frei angenommen werde. Seit dem 16. Jahrhundert wird das Problem als solches klar erfaßt und mit großem Scharfsinne erörtert; das Interesse des Lesers konzentriert sich hier vornehmlich auf Suarez (S. 118—185) und dessen Anhänger bis zu Heinrich und Wilmers einerseits (obwohl, wie nachgewiesen wird, schon Gregor v. Valentia die bekannte, gewöhnlich dem Doctor eximius als Urheber zugeschriebene Theorie aufgestellt hat), und (S. 197—222) auf De Lugo mit seinen Anhängern bis auf Franzelin und Al. Schmid andererseits. Nachdem er die alten Lösungsversuche als unhaltbar dargetan, wendet sich der Verfasser im 8. Kap. (223—331) den neueren Theorien zu (Mazzella, Frins, Pesch, Billot, Schiffini, Lahousse u. a.), die gegen Suarez ebenso wie gegen De Lugo Stellung nehmen und wesentlich darauf hinausgehen, daß sie die Erkenntnis des Formalobjektes als eine bloße Vorbedingung des Glaubensaktes erklären und die Bejahung desselben vom Glaubensakte selbst ausschließen, eine Theorie, deren Schwächen in sorgfältiger Untersuchung aufgezeigt werden. Im 4. Kap. (332—384) geht dann der H. H. Verfasser an die bereits negativ vorbereitete Darlegung seiner eigenen Lösung heran; und diese fußt auf dem philosophischen Satze: der freie Assens hat kein objektives Motiv für die Annahme seines unmittelbaren Objektes, das unmittelbare Objekt ist nicht objektives Motiv für die freie Annahme desselben und wird nicht um seiner selbst willen (als Formalobjekt) bejaht, was den freien Assens objektiv herbeiführt, ist nur Vorbedingung. Demzufolge hat zwar der Glaube

[1]) De analysi fidei. Ant. Straub S. J. Oeniponte, Fel. Rauch 1922, 8°, IV u. 422 S.

die Auktorität des offenbarenden Gottes zum objektiven Motiv für die Annahme der geoffenbarten Wahrheiten, aber für die Annahme der Auktorität des offenbarenden Gottes hat er, weil freier Assens, kein objektives (verursachendes) Motiv, sondern nur eine objektive Bedingung, die als terminus (in se, nicht propter se) kraft vorhergehender Erkenntnisakte behauptet wird; und somit ist der Glaubensakt über die Auktorität des offenbarenden Gottes hinaus auf kein weiteres objektives Motiv zurückzuführen; sein subjektives verursachendes Motiv ist der freie Wille, der auf Grund der vorher eingesehenen Vernünftigkeit und Pflichtmäßigkeit den Assens befiehlt. Diese eigentlich überraschend einfache Lösung empfiehlt sich, wie näher dargelegt wird, vor allem dadurch, daß sie den Hauptfehler der bisherigen Lösungsversuche ausschließt, nämlich auch für den freie Assens ein eigentliches Motiv zu verlangen, eine Forderung, mit welcher dann die Freiheit oder die Festigkeit (super omnia) des Assenses und die Würde des Glaubens als einer theologischen Tugend nicht in Einklang zu bringen ist. Sie schließt allerdings (gegen St. Thomas) die Voraussetzung ein, daß Glaube und Wissen ein und derselben Wahrheit zugleich bestehen können, eine Voraussetzung, die daher auch eigens verteidigt wird. Im 5. Kap. (385—418) wird anhangsweise die Heilsnotwendigkeit des Glaubens im Zusammenhange mit der entwickelten Glaubensanalyse erörtert; daß für den Erwachsenen der Glaube, und zwar ein aktueller, eigentlicher Glaube, der explicite wenigstens Gottes Dasein und Vergeltung umfassen muß, necessitate medii zum Heile notwendig ist, wird allgemein zugegeben, aber die dunkle Frage, wie dann die einer normalen Verkündigung des Evangeliums entbehrenden Heiden zu diesem heilsnotwendigen Glauben gelangen können, ist bisher nicht befriedigend beantwortet worden. Auf Grund seiner Glaubensanalyse ist der H. H. Verfasser in der Lage, eine neue ansprechende Lösung dieser Schwierigkeit in Vorschlag zu bringen, die auch in Schrift und Tradition eine Stütze findet: er erklärt den heilsnotwendigen Glauben virtuell (voto) eingeschlossen in den für jeden Erwachsenen pflichtmäßigen, vom Willen befohlenen Assens, womit der Mensch Gott als seinen Herrn und Vergelter anerkennt; dieser Assens ist eine fides virtualis, wird durch den Einfluß der Gnade übernatürlich und heilsam, und führt zu den übrigen zur Rechtfertigung disponierenden Akten.

Referent hat sich im Laufe der Jahre wiederholt und eingehend mit dem Probleme der Glaubensanalyse befassen müssen, ohne sich mit einer der bislang gebotenen Erklärungen eigentlich beruhigen zu können; mit um so größerer Genugtuung kann er die neue Erklärung als wirklich befriedigend begrüßen: indem sie die Wahrheitsmomente der früheren Lösungsversuche verwertet und die ihnen anhaftenden Mängel ausscheidet, wird sie sich voraussichtlich in weiten theologischen Kreisen Anerkennung verschaffen. Wer sie ablehnt, muß entweder die eine Grundvoraussetzung derselben widerlegen, daß nämlich der freie Assens kein eigentliches objektives Motiv hat, und das wird wohl nicht gelingen; oder aber er hält im Gegensatze zur zweiten Voraussetzung des Werkes mit den Thomisten an der These fest, daß ein und dieselbe Wahrheit nicht zugleich Objekt des Wissens und Glaubens sein könne, und dann vermag er keine befriedigende Glaubensanalyse zu geben.

Mit aufrichtigem Danke für die dargebotene ausgezeichnete Frucht rastloser spekulativer Arbeit, die eine wirkliche Förderung der theologischen Wissenschaft darstellt, verbindet Referent noch den Ausdruck besonderer Befriedigung über die Tatsache, daß in dieser traurigen Zeit ein solches Werk überhaupt erscheinen konnte.

◇ ◇ ◇

Christus in der Heidenwelt. [1])

Von P. Dr. M. Hallfell, Missionsseminar der Weißen Väter, Trier.

III.

Des Heiden Begegnung mit Christus im Gebete.

Karl Meitner-Heckert erzählt aus den Erinnerungen eines Missionars, der lange Zeit in Ostindien gelebt hat, folgende Begebenheit:

Eines Abends kehrte ich mit meinen Hausgenossen von einem Missionsgang zurück. Da hörten wir an einer Waldöffnung einen klagenden Ton. Wir gingen dem Ruf nach und fanden unter einem Baume einen der wildsittigen Eingeborenen liegen, der matt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Es war ein Greis, der anfangs mit uns nicht reden wollte. Nach der ersten Labung, die wir ihm angedeihen ließen, begann er zu erzählen: „Ich wollte in mein Geburtsdorf wandern! Ach, heute morgen, als der Himmel sich rötete, brach ich von meiner Arbeitsstelle auf und hoffte, noch vor dem Abend mein Ziel zu erreichen. Nun habe ich mich verirrt. Es wird dunkel. Ich bin müde. Ich muß hier liegen bleiben. Schlangen oder reißende Tiere oder meine Feinde werden in der Nacht kommen und mich töten. Mein armes Weib! Meine armen Kinder!" — Uns jammerte seiner. Ich bat ihn, mit uns zu gehen. Er wollte nicht und sagte immer: „Du kennst mich nicht!" — Endlich brachten wir ihn zur Hütte. Er bekam Stärkung. Dann bereitete ich ihm ein Lager neben meinem Bett, sodaß nur eine dünne leinene Wand zwischen uns war. Er legte sich hin und schlief rasch ein.

Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch. Ich lauschte. Nein! Ich irrte mich nicht . . ., der Wilde stand von seinem Lager auf . . ., seine Schritte schlürften . . ., sollte er . . .? — Wie sehr tat mein Verdacht ihm unrecht! Ich werde es nie vergessen. Es war einer jener Eingeborenen, die, im Innersten längst bekehrt, äußerlich noch die Maske der Ungesittetheit tragen. Der alte Mann war im Raum des Zeltes niedergekniet, hatte die Hände gefaltet und betete. Er sprach: „O Gott! ich danke dir, daß auf meinem Wege die Sonne geschienen hat. Ich danke dir, daß mich keine Schlange gestochen, kein wildes Tier angefallen und kein böser Feind mich vernichtet hat. Ich danke dir, daß dieser gute Freund gekommen ist und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott, wenn dieser Fremde oder seine Freunde reisen, so gib ihnen Sonne, bewahre sie vor Schlangen und wilden Tieren und vor ihren Feinden. Und wenn sich einer verirrt und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der sie in seine Hütte nimmt!"

So betete der wildsittige Ostindier. Auch ich kniete nieder und betete: „Gib mir, o Gott, neben diesem Wilden ein Plätzchen in deinem Paradies . . .:[2])

Das Gebet des Missionars ist das denkbar günstigste Werturteil über das Gebet des Wilden. Wollte man das Werturteil in andere Worte kleiden, so könnte man sagen: Im Gebete beschreitet der Heide den Heilsweg, der ihn zur Begegnung mit Christus, d. h.

[1]) Vergl. Pastor bonus 1919/20 S. 52—57; 413—419.

[2]) Marienpsalter, Dülmen, Februar 1921, S. 105.

hienieden zur Gnade und im Jenseits zur Glorie führt. Wenn wir uns nun diesem Werturteile anschließen, so tun wir es, weil wir uns dafür auf den heil. Thomas berufen können. Mit aller nur wünschenswerten Klarheit entscheidet er die quaestio facti, die Frage nämlich, daß tatsächlich das Gebet den Heiden zu Christus und damit zum endgültigen Heile führt; er entscheidet die quaestio iuris, die Frage nämlich, warum dem Gebete diese Führereigenschaft zugesprochen werden muß.

1. Christus ist seinerseits dem Heiden keineswegs fremd und ferne, um mit ihm die Heilsbegegnung zu vollziehen. Hat doch Papst Alexander VIII. unter dem 7. Dezember 1690 den Satz, der diese Heilsbegegnung in Abrede stellte, als irrig verworfen.[1]) Darum bekennen wir uns freudigen Herzens zu der gegenteiligen, überaus tröstlichen Wahrheit, daß Christus auch die Heiden in den Bereich seines heiligenden Gnadeneinflusses zieht und ihnen mit demselben allerorts und allezeit entgegenkommt und gegenwärtig bleibt (Ipsius virtus praesentialiter attingit omni loca et tempora. S. Th. 3, q. 56, a. 1 ad 3). Christi Gnadeneinfluß ist den Heiden per modum meriti gegenwärtig. Es ist ja wahr, daß die stellvertretende, verdienstliche Tätigkeit Christi dem Orte und der Zeit nach begrenzt und mit seinem Erlösungstode abgeschlossen war. Aber es muß doch daran festgehalten werden, daß deren erlösende Wirkkraft das ganze Menschengeschlecht erfaßt und darum der vorchristlichen Menschheit ebensogut gegenwärtig war, wie sie der nachchristlichen bis zum Jüngsten Tage gegenwärtig sein wird.

Doch die Frage, die uns hier beschäftigt, lenkt unsere Aufmerksamkeit mehr jenem Gnadeneinfluß zu, der sich per modum efficientiae an den Heiden vollzieht. Wir müssen uns denselben als eine fortdauernde wirkursächliche Tätigkeit denken, mit der Christus, das gottmenschliche Haupt, die Menschen, seine Glieder, erreicht und berührt, um sie für die Aufnahme des übernatürlichen Glaubens, der Liebe und der Gnade empfänglich zu machen. Christus läßt, um die Worte des hl. Thomas zu gebrauchen, unablässig einen sensus spiritualis et motus gratiae (3, q. 8, a. 2) übernatürliche Erkenntnis und Gnadenanregung in die Menschheit einströmen. Erklärend bemerkt der hochgeschätzte Theologe Toletus zu dieser Stelle: „Ein Doppelgut ist es, das das Haupt den Gliedern des Leibes zusendet: Empfindung und Bewegung. So flößt Christus seinen geheimnisvollen Gliedern den Glauben ein, der sich mit dem wahrnehmenden Sinnesvermögen vergleichen läßt, sowie die Liebe, welche — einem Bewegungsvermögen gleich — den Menschen nach Gott, seinem übernatürlichen Ziele hin, in Antrieb und Bewegung setzt.“[2]) Denn zu dem Ende vereinigte Gott in seinem Sohne die eigene Natur mit einem Leibe, schloß sie durch diese Einverleibung sozusagen in einen Kanal ein, um durch ihn die Heilswasser den Menschen zuzuleiten. Mit diesem höchst glücklichen Vergleiche ge-

[1]) Pagani, Judaei, haeretici aliique huiusmodi nullum omnino accipiunt a Jesu Christo influxum (Denzinger, 1295).

[2]) Sicut caput duo influit in membra: sensum et motum, sic Christus influit fidem, quae sensui similatur, et charitatem, quae similatur motui (Toletus in S. Th. 3, q. 8, a. 1).

lingt es dem hl. Thomas in seinem Opusculum 52, c. 8 die Heilsbegegnung von der Seite Christi her zu veranschaulichen.

Wird sie sich nun auch von seiten des Menschen, auch des Heiden, tatsächlich vollziehen?, so fragen wir uns. — Ja, antwortet der heilige Thomas. „Nur wird erfordert, daß die Menschen ihrerseits die Zugänge ihrer Seelen öffnen, an Christus ansetzen und so den Gnadeneinfluß entgegennehmen.“ [1]) Mit dieser Antwort hat uns der heilige Lehrer um einen bedeutenden Schritt dem Punkte nähergebracht, von wo aus wir sehen, daß der Heide seinerseits die Heilsbegegnung mit Christus im Gebete vollzieht. Wenn für irgend jemand, so dürfen wir uns gerade für den Heiden auf die tröstliche Lehre berufen, die der hl. Thomas im 55. Kapitel des 4. Buches seiner Summa contra Gentes vorträgt: „Der von Christus ausströmende, heilwirkende Gnadeneinfluß findet seinen Weg zu den Seelen der Menschen durch das redliche Bemühen eines guten — zielgeordneten — Willens. Der Mensch, dem dieses redliche Bemühen eigen ist, findet den Anschluß an Christus und ergreift alle jene Dinge und Einrichtungen, in denen die Kraft des Erlösungstodes Christi wirksam ist.“ Den herrlichen Gedanken wollen wir in seiner ursprünglichen Fassung auf uns wirken lassen: Effluxus salutis a Christo in homines est per studium bonae voluntatis, quo homo Christo et omnibus iis adhaeret, in quibus virtus mortis Christi operatur (S. c. G. IV, c. 55).

Das redliche Bemühen eines wohlgesinnten heilsbereiten Heiden findet seine naturhafte und darum einfachste und leichteste Äußerung und Betätigung im Gebete, das auch bei ihm, dem Heiden nämlich, mit Fug und Recht „der Sehnsucht Stimme bei Gott“ — oratio est desiderii interpres apud Deum — genannt werden muß. Es lohnt sich, bei diesem lieblichen, vom hl. Thomas (2, 2. q. 83, a. 9) geprägten Gebetsnamen etwas zu verweilen, weil wir dabei auf den Grund stoßen, warum das Gebet für den Heiden heilwirkend ist, und die Quelle antreffen werden, aus der das Gebet lediglich seine Heilswasser herleitet und in die Seele des Heiden einführt.

2. Die Bedingungen, unter denen das Gebet heilwirkende Kraft hat, sind auch für den Heiden erfüllbar. Die erste ist eine persönliche und besteht einfach darin, daß der Heide zu Gott hintrete zwar nicht mit körperlichen Schritten der Füße in örtliche Nähe wie zu einem Menschen, sondern mit geistigen Schritten des Glaubens in geistige Nähe. [2]) Hierzu benötigt er eine wahre, wenn auch nicht irrtumsfreie Gotteserkenntnis. Er muß, wie der hl. Thomas sich mit Anlehnung an den Areopagiten ausdrückt: revelata mente — durch die Tätigkeit eines im Glauben erleuchteten Verstandes in Gottes Gegenwart treten und soviel von Gott sehen und erkennen, daß er sich angeregt fühlt, die Stimme der Sehnsucht und Bitte an ihn zu richten. Hierzu genügt sicherlich das Mindestmaß an übernatürlicher Erkenntnis, das der hl. Thomas beschreibt, wenn er sagt: „Auch bei den Heiden vollzieht sich die Heilswirkung nur

[1]) Jam vero oportet, ut homines mentes adapertas adducant et tangentes Christum accipiant gratiam (Opusc. 52, c. 8).

[2]) Tendit oratio in Deum dupliciter: uno quidem modo ex parte ipsius petentis, quem oportet accedere ad eum, a quo petit, vel loco, sicut ad hominem, vel mente, sicut ad Deum (2,2 q. 83, a. 1, ad 2).

durch den Glauben an einen Mittler und Erlöser. Doch brauchen sie sich nicht bis zum ausdrücklichen Erlöserglauben zu erheben. Diesen besitzen sie einschlußweise im Glauben an die göttliche Vorsehung, kraft dessen sie glauben, daß Gott die Menschen in einer ihm genehmen Weise erlöse" (2, 2. q. 2, a. 7, ad 3). Auf dem Boden dieser Erkenntnis kann unter dem Beistande der nie versagenden aktuellen Gnade die Pflanze des Gebetes Wurzel schlagen und gedeihen. „Das Gebet wurzelt vornehmlich im Glauben. Aus ihm nämlich schöpft der Mensch die Kenntnis von Gottes Allmacht und Barmherzigkeit, sowie die Zuversicht, sich vertrauensvoll an ihn zu wenden" (2, 2. q. 83, a. 15, ad 3; a. 2, ad 3). Was die Lage der Heiden hierbei noch wesentlich erleichtert, ist der Umstand, daß ihm das „übernatürliche" des inneren Vorganges gar nicht zum erfahrungsweisen Bewußtsein zu kommen braucht. Denn wenn auch bei der menschlichen Heilswirkung das übernatürliche wesentlich verschieden ist von der natürlichen menschlichen Tätigkeit, so ist es doch nicht von ihr geschieden, sodaß man es durch das Bewußtsein von ihr absondern und es an sich erfahren müßte.[1])

Der betende Heide, der „revelata mente" mit seinem Gebete vor Gott hintritt, muß aber auch „attenta mente" während seines Gebetes vor Gott stehen, d. h. er muß acht haben auf Gott, zu dem er betet, und auf das aufmerken, worum er betet: eine Bedingung, die nach dem hl. Thomas unerläßlich, aber auch von dem geistig beschränktesten Menschen erfüllt werden kann — Est attentio, qua attenditur ad finem orationis, scilicet ad Deum, et ad rem pro qua oratur; quae quidem est maxime necessaria et hanc etiam possunt habere idiotae (2, 2. q. 83, a. 13).

Wenden wir uns nunmehr der sachlichen Bedingung zu, unter der das Gebet des Heiden in heilwirkender Weise seinen Weg zu Gott nimmt. Nach der sachlichen Seite muß auch das Gebet des Heiden eine „petitio decentium a Deo" sein, d. h. es darf nur Geziemendes von Gott erlangen wollen. Das Geziemende nun, das Gegenstand des Gebetes sein darf und sein soll, trägt nach dem hl. Thomas eine untrügliche Erkennungsmarke an sich. „Es sind solche Dinge, die der Mensch nicht mißbrauchen kann, die ihm darum auch nichts Böses bringen können."[2]) In diesem Stücke war Sokrates wohl beraten. „Man solle", so mahnte er, „die unsterblichen Götter bitten, sie möchten uns Menschen „gnädig" sein; darüber hinaus solle man um nichts bitten. Denn letzten Endes wüßten doch nur sie, was jedem einzelnen fromme. Unser Sinnen und Trachten ginge ja meistens nur nach Dingen, die am besten nicht in unseren Besitz gelangten."[3]) Aus dem Zusammenhange, in dem der hl. Thomas dieses Zuges aus dem Leben des edlen Heiden Erwähnung tut, darf man entnehmen, daß er für seine Person ihn (den Sokrates) zu den wahren Anbetern, die Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten" (Joa. 4, 24), rechnet. Sein Gebet ging nämlich auf die Dinge, die uns wahrhaft beseligen — haec autem sunt, quibus beatificamur — (2. 2. q. 83, a. 5). Ohne, daß er es wußte, hatte er

[1]) Vergleiche: S. Th. 2, 2. q. 171, a. 5.

[2]) Sunt quaedam bona, quibus homo male uti non potest, quae scilicet malum eventum habere non possunt (2, 2. q. 83, a. 5).

[3]) Maximus Valerius: De Socrate Phil. lib. III, c. 2.

die Gebetsmeinung des Psalmisten (Ps. 26, 4): Unam petii a Domino, hanc requiram, ut inhabitem in domo Domini omnibus diebus vitae meae (2, 2. q. 83, a. 1, ad 2).

Was aber, wenn sich der Heide nicht — wie im vorliegenden Falle — bis zur Haupt-Gebetsmeinung, der beseligenden Vereinigung mit Gott erhebt, im übrigen aber frommen Sinnes um wirklich gute Dinge anhält? Auch dieser Frage wollen wir unter Führung des hl. Thomas näher treten. In seiner magistralen Erörterung über die Heils-Verdienstlichkeit des Gebetes (2. 2. q. 83, a. 15 ad 2) lesen wir: Oftmals geht die direkte Gebetsmeinung auf etwas anderes als auf die ewige Beseligung, aber immerhin auf etwas Gutes. Dann kann der Fall eintreten, daß der Gebetsgegenstand weder offenkundig heilsnotwendig, noch heilswidrig ist. In diesem Falle geht die Wirkkraft des Gebetes auf die Erlangung der ewigen Seligkeit, braucht aber nicht auf die Erlangung des zufälligen Gebetsgegenstandes zu gehen. Das beleuchtet der Ausspruch des hl. Augustinus: „Wer frommen Sinnes in den Nöten dieses Lebens zu Gott seine Zuflucht nimmt, erfährt Gottes Barmherzigkeit, ob er nun erhört, oder nicht erhört wird. Denn was schließlich dem Kranken zuträglich ist, weiß der Arzt besser als der Kranke." Es kann aber auch der Fall eintreten, daß der Gebetsgegenstand sozusagen heilsnotwendig ist. In diesem Falle ist nicht nur das Gebet, sondern auch jedes andere gute Werk so wirkkräftig, daß es die heilsnotwendige Sache selber auch erlangt. Wer also in einer derartigen Lage betet, wird ohne Zweifel erhört (et ideo indubitanter accipit, quod petit), wenn auch nicht augenblicklich. Denn wir müssen uns mit dem hl. Augustinus daran erinnern, „daß es Bitten gibt, deren Gewährung Gott nicht versagt, wohl aber verschiebt, um sie zur rechten Zeit zu geben". Allerdings kann man die endgültige Erhörung in Frage stellen oder gar vereiteln, wenn man das Beten aufgibt (Quod tamen potest impediri, si in petendo non perseverent).

Unter dem „Geziemenden", das der Heide in löblicher Weise zum Gegenstande seines Gebetes machen soll, erwähnt der hl. Thomas noch etwas, was wir nicht unberücksichtigt lassen dürfen: haec autem sunt, quibus beatitudinem meremur (2, 2. q. 83, a. 5). Unter dieser Bezeichnung verbirgt sich — nach dem Zusammenhang zu urteilen — das tugendliche Leben im weitesten Sinne des Wortes. Schon früher (Pastor bonus 1919/20 S. 414) war die Rede von einem heilsbegierigen Heiden, der in einem zwar unbestimmten, aber doch starken und wirksamen Sehnen und Verlangen nach einem tugendlichen Leben aufging und für sich und seine Kinder um wahre Heilserkenntnis betete. Auf ihn paßt das zuversichtliche Wort des hl. Thomas: Wenn der Mensch aus sich auch nicht weiß, um was er beten soll, so wird der Geist Gottes seiner Unzulänglichkeit zu Hilfe kommen, ihm heilige Begierden und Sehnsüchte einflößen und in diesen die Anleitung geben, recht zu beten (2, 2. q. 83, a. 5 ad 1).[1])

---

[1]) Dieser Gedanke wird durch die Seelengeschichte des jugendlichen Alban Stolz ins rechte Licht gesetzt. In der „fürchterlichen Zerrissenheit und Glaubenslosigkeit" seiner Akademikerjahre bewahrte er sich ein unbestimmtes, aber starkes Sehnen nach Edelsinn und Tugendhaftigkeit,

So ergibt sich denn auch für den Heiden eine Notwendigkeit des Gebetes, der man das Merkmal der necessitas medii zuerkennen muß. Erst im Gebet erschließt er seine Seele, um den himmlischen Tau der Gnade zu trinken und deren segnenden Strahlen einzusaugen. Nur im Gebet öffnet er seinen Mund, um den Lebensodem des Heiligen Geistes einzuatmen, gemäß den Worten des Psalmisten: „Ich öffnete meinen Mund und atmete den Geist ein" (Ps. 118, 131). Daher muß man die einstimmige Lehre der Theologen und Geistesmänner, daß niemand ohne das Gebet gerettet werden könne, auch auf die Heiden ausdehnen, muß aber auch des weiteren mit jenen Gewährsmännern [1]) sagen, daß kein Heide zu Grunde geht, der in der Übung des Gebetes beharrt. Auch an dem Heiden wird offenbar, daß das Gebet eben deshalb heilsverdienstlich ist, weil es ein notwendiges Heils- und Gnadenmittel ist.

Die Heilsgeschichte mancher rechtschaffenen Heiden wird die Bestätigung des Heilandswortes erbringen: „Vater, ich wußte, daß du mich allezeit erhörst" (Joh. 11, 42), auch in dem Heiden. Denn beim Heiden darf man ebensowenig wie bei einem anderen sündigen Menschen angesichts der vor Gott hassenswerten Sündenschuld, das vor Gott liebenswerte Gut der Natur übersehen. Wenn nun das Gut der Natur beim Heiden Quellprinzip eines sonst guten Gebetes wird, so erhört Gott den Heiden (orationem vero peccatoris ex bono naturae desiderio procedentem Deus audit — 2, 2. q. 83, a. 16). Er erhört ihn um seines eingeborenen Sohnes willen, der auch beim Heiden das Gut der Natur in wirk-, vorbildliche und zweckursächliche Verbindung zu seiner heiligsten Menschheit bringt. Er erhört ihn um seines eingeborenen, menschgewordenen Sohnes, des großen Beters willen, dessen Stimme aus dem armen, unvollkommenen Gebete des Heiden zu Gottes Thron dringt.

□ □ □

Reform des römischen Kalenders.

Von Dechant Dr. Ott, Waldhilbersheim.

Unter der Überschrift: De Calendarii reformatione veröffentlichte der Lazarist Petrone in den Ephemerides Liturgicae (1921/22) eine Abhandlung, welche die weiten Kreise des Klerus interessiert. Sie hängt eng zusammen mit der seit einer Reihe von Jahrzehnten von Liturgikern, Astronomen und Großindustriellen lebhaft ventilierten Frage der neuen Festsetzung des Osterfestes auf einen fest bestimmten Tag.

Ganz allgemein stimmen die Fachgelehrten darin überein, daß es aus liturgischen und kommerziellen Gründen höchst wünschenswert ist, daß das Osterfest in den Anfang des Aprils gelegt werde. Die einen schlagen den 1. April vor, die anderen den ersten Sonntag im April, oder wenn Ostern auf die ersten vier Tage des April nach der bisherigen Norm fällt, den

---

das ihn antrieb, „demütigen Sinnes zu Gott zu beten, daß er mir helfen möge, das zu werden, wozu er mich geschaffen, edel und gut zu sein". — Das war vielleicht der letzte Rückstand an sittlich Gutem, an den die Gnade Gottes anknüpfte, um das verirrte Leben für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen wiederzugewinnen (vergleiche das 3. und 4. Kap. der ausgezeichneten Alban Stolz-Biographie von Dr. Jul. Mayer, Freiburg, 1921).

[1]) Hl. Alf. v. Liguori, Abh. vom Gebet; Suarez, de orat. c. 28, 29; Billuart, de virt. religionis: d. 2, a. 3 und andern.

zweiten Sonntag als Osterfest vor. Andere gingen noch weiter und sprachen sich dafür aus, daß Weihnachten, also auch Neujahr, immer am Sonntag gefeiert werde und dann die einzelnen Tage des Jahres auf denselben Wochentag immer für alle Jahre fallen. Um das zu erreichen, ging B. Hennen[1]) am meisten konsequent und zugleich radikal vor. Er schlug vor, den einen Tag, um welchen jährlich das astronomische Jahr das liturgische Jahr übersteigt, als dies innominatus vor Neujahr einzuschieben, und im Schaltjahr den Schalttag als zweiten dies innominatus beizufügen, so daß die letzte Woche des Jahres tatsächlich aus 7 bezw. 8 Werktagen bestehe. Dann müßte natürlich für alle Jahre jeder Tag des Monats auf denselben Wochentag fallen. Wer also am Montag geboren ist, würde dann sein ganzes Leben lang seinen Geburtstag immer am Montag begehen.

Petrone geht einen neuen Weg und läßt sich dabei von folgenden Erwägungen leiten:

Die Ursache aller Änderungen, welche die Ordnung des gegenwärtigen Kalenders jährlich stören, liegt darin, daß jedes Jahr einen Tag mehr als 52 Wochen und das Schaltjahr zwei Tage mehr als 52 Wochen umfaßt. Daher kann der Tag des Monats nie auf denselben Tag der Woche wie im vorhergehenden Jahre fallen. Soll also eine feststehende Unveränderlichkeit herbeigeführt werden, dann bleibt nichts anderes übrig, als diesen einen oder diese zwei überschießenden Tage vollständig zu beseitigen und das Jahr aus den 52 Wochen bestehen zu lassen. Um das zu erreichen, gibt es drei Möglichkeiten.

Der erste Weg geht so, daß man diesen einen und diese zwei überschießenden Tage im Kalender stehen läßt, aber ihnen keine Namen gibt, wie ihn die Wochentage haben, z. B. Sonntag, Montag, Dienstag, sondern sie außerhalb jedes Zusammenhanges mit den Monaten und Wochen als vagantes gehen läßt, so daß die regelmäßige Wiederkehr der Wochen nicht gestört wird. An welcher Stelle; in welchem Monate und in welcher Woche sie sich einfinden sollen und mit welchen Namen sie bezeichnet werden sollen, ist eine sehr nebensächliche Frage. Diese Lösung ist jedoch in sich, sagt Petrone, absurd. Denn auch, wenn man diesen Weg gehen will, bleibt immer die Tatsache bestehen, daß das gewöhnliche Jahr aus 52 Wochen und einem Tage, das Schaltjahr aus 52 Wochen und 2 Tagen besteht, und man bringt es niemals fertig, daß die Rechnung richtig wird: 365 (die Tage des gewöhnlichen Jahres) geteilt durch 7 (eine Woche) ist 52 ohne Rest, und 366 (die Tage des Schaltjahres) geteilt durch 7 ist 52 ebenfalls ohne Rest.

Der zweite Weg geht so, daß man diesen einen oder diese zwei überflüssigen, überschießenden Tage vollständig außer acht läßt. Ut quid locum occupant? Sie werden ganz ausgemerzt und jede Erinnerung daran wird vernichtet. Dann wandert das Jahr ungestört dahin und jedes Jahr ist jedem anderen Jahre vollständig gleich. Allein dieser Weg ist ganz ungangbar; denn dann würde schließlich einmal der Winter (Advent bis Ostern) in den Sommer fallen und der Sommer (Pfingsten bis Allerheiligen) in den Winter.

Petrone schlägt daher einen dritten Weg vor und geht dabei von folgenden Erwägungen aus:

Nach dem gregorianischen Kalender besteht das Jahr aus 365 Tagen und 6 Stunden. Diese 6 Stunden bilden im 4. Jahre den Schalttag. Das astronomische Jahr besteht aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 16 Sekunden. Um diesen Unterschied auszugleichen, fällt am Ende des 1., 2. und 3. Jahrhunderts der Schalttag aus, und Schaltjahr ist nur das letzte Jahr des 4. Jahrhunderts, gerechnet vom Jahre 1600 an.

Daraufhin, sagt Petrone, soll das Jahr bestehen aus 52 Wochen so lange, bis der eine Tag und die rund 6 überschießenden Stunden eines Jahres eine ganze Woche ausmachen. Sobald das geschehen ist, wird dem Jahre

[1]) Kalendarium perpetuum compositum a B. Hennen, 1921, Oeconomo Seminarii Mai. Trevirensis.

eine Woche zugefügt und dieses Jahr besteht dann aus 53 Wochen. Das macht er klar durch folgendes Beispiel: Man fängt an mit dem ersten Jahre nach einem Schaltjahr. Fünf Jahre lang läßt man den überschießenden Tag unberücksichtigt. Dann machen die unberücksichtigten Tage und Stunden eine Woche aus, welche dem 6. Jahre als 53. Woche beigefügt wird. Ebenso behandelt man die 6 folgenden Jahre. Da jedoch in jedem Jahre noch einige Stunden unberücksichtigt blieben, muß man beim folgenden 5. Jahre eine Woche beifügen. Dann ist das gregorianische und das astronomische Jahr vollständig ausgeglichen. Fangen wir mit dem Jahre 1925, dem ersten Jahre nach dem nächsten Schaltjahre an, dann würde sich nach dem Vorschlag von Petrone folgendes Bild ergeben:

Gewöhnliche Jahre von 52 Wochen	Schaltjahre von 53 Wochen
1925, 26, 27, 28, 29	1930
1931, 32, 33, 34, 35	1936
1937, 38, 39, 40	1941
1942, 43, 44, 45, 46	1947
1948, 49, 50, 51, 52	1953
1954, 55, 56, 57	1958

Das Jahr beginnt natürlich mit Sonntag. Wie soll nun das neue Jahr eingeteilt werden? In 12 Monate, wie bisher, und zwar so, daß im gewöhnlichen Jahre 4 Monate 31 und 8 Monate 30 Tage haben; im Schaltjahre aber 11 Monate 31 und 1 Monat 30 Tage haben. Im gewöhnlichen Jahre haben Dezember, Januar, Februar und März 31 Tage, die folgenden Monate 30 Tage; im Schaltjahr haben alle Monate 31 Tage, nur der November 30 Tage. Daß auf diese Weise am einfachsten der eine überschüssige Tag des gewöhnlichen Jahres beseitigt, und im Schaltjahr die 53. Woche untergebracht wird, ist einleuchtend. Warum, fragt Petrone weiter, gebe ich dem Dezember und den drei folgenden Monaten 31 Tage? Weil, sagt er, drei dieser Monate (Dezember, Januar und März) jetzt schon 31 Tage haben, weil in diesen vier Monaten die hervorragendsten Geheimnisse unseres Glaubens gefeiert werden, und weil sie in den Winter fallen, wo die Tage kürzer und arbeitsreicher sind.

Damit man auf bequeme Weise schnell finden kann, auf welchen Wochentag der erste Tag des Monats nach dem neu vorgeschlagenen Kalender fällt, gibt Petrone folgende zwei von ihm verfaßte lateinische Gebetchen an die Mutter Gottes. Wenn man die Tage der Woche mit den ersten sieben Buchstaben des Alphabets bezeichnet, so wie es im Kalendarium des römischen Breviers geschieht, also:

a	b	c	d	e	f	g
Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag

und den Anfangsbuchstaben jedes Wortes dementsprechend deutet, findet man schnell, auf welchen Tag der Woche der erste Tag des Monats fällt.

Für gewöhnliche Jahre

Ave	Domina	Gloriosa	Coelorum	Et	Genitrix
Januar	Februar	März	April	Mai	Juni
Beata	**Dei**	**Famulos**	**Ad**	**Coelum**	**Eleva**
Juli	Auguſt	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.

Für Schaltjahre

Ave	Divina	Genitrix	Christi	Famulos	Benedic
Januar	Februar	März	April	Mai	Juni
Et	**Ad**	**Dei**	**Gloriam**	**Coelestem**	**Eleva**
Juli	Auguſt	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.

Ein Blick auf diese zwei Tafeln und das vorhergehende Verzeichnis der gewöhnlichen und Schaltjahre ergibt, daß z. B. der 1. Mai 1925 auf Freitag, 1930 auf Samstag fällt; daß der 1. September 1937 auf Samstag, 1947 auf Mittwoch fällt.

Petrone gibt dann nach der von ihm dargelegten Grundlage ein kirchliches Kalendarium, welches alle im Brevier aufgeführten Feste enthält. Ostern setzt er auf den 6. April, welcher Tag nach Ansicht der Fachgelehrten am nächsten dem Tage entspricht, an welchem Jesus von den Toten auferstand. Alle Feste bleiben an dem Tage, an welchem sie im Brevier angegeben sind. Nur diejenigen Feste, welche nach den gegenwärtigen liturgischen Vorschriften nicht simplifiziert, also auch nicht kommemoriert werden können, werden, entsprechend den liturgischen Bestimmungen auf den ersten folgenden freien Tag verlegt.

Im folgenden gebe ich eine kurze Übersicht über diesen neuen kirchlichen Kalender, wobei ich die Feste, welche in das Schaltjahr, von April bis Ende Oktober, fallen, in Klammern beifüge.

Beschneidung des Herrn fällt auf Sonntag, Epiphanie auf Freitag, Mariä Lichtmeß auf Donnerstag, Septuagesima auf den 5. Februar, wobei am Tag vorher, Samstag 4. Februar, in gewöhnlichen Jahren der 5. Sonntag nach Epiphanie vorausgenommen wird; Aschermittwoch auf den 22. Februar, der 1. Fastensonntag auf den 26. Februar, Fest des heil. Joseph auf Mittwoch, 19. März, Mariä Verkündigung auf Dienstag, 25. März, Palmsonntag auf 30. März, Ostersonntag auf 6. April, Markus auf Freitag, den 25. April, Christi Himmelfahrt auf den 15. (14.) Mai, Pfingsten auf den 25. (24.) Mai, Fronleichnam auf den 6. (4.) Juni, Peter und Paul auf Samstag (Montag), 29. Juni, Mariä Himmelfahrt auf Mittwoch (Sonntag), den 15. August, Mariä Geburt auf Freitag (Mittwoch) 8. September, Allerheiligen auf Dienstag, 1. November, der letzte, 25. (26.) Sonntag nach Pfingsten auf 20. November, der erste Adventssonntag auf 27. November, Unbefleckte Empfängnis Mariä auf Donnerstag, 8. Dezember, Weihnachten auf Sonntag, 25. Dezember.

Wie ist dieses neue Kalendarium zu beurteilen? Es ist ohne Frage sehr geistreich ersonnen, sehr konsequent durchgearbeitet. Hat es Aussicht für die Zukunft? Meines Erachtens: Nein. Weil es noch nicht einfach genug ist. Meines Erachtens hat weder das Kalendarium von Hennen, noch das Kalendarium von Petrone Aussicht, von dem „Völkerbund", wenn er einmal ein wahrer Völkerbund geworden ist, angenommen und von Rom eingeführt zu werden. In absehbarer Zeit werden hoffentlich — der Verlauf des Krieges hat dafür Aussichten eröffnet — alle, auch die nichtkatholischen und die nichtchristlichen Völker, sich darin vereinbaren, daß der Anfang des Jahres auf der ganzen Welt auf denselben Tag fällt. Ebenso werden hoffentlich in absehbarer Zeit alle nichtkatholischen Völker sich auf denselben Tag für Ostern vereinbaren. Dann erst wird die Grundlage für die Festsetzung des Osterfestes auf einen bestimmten Tag des April gelegt sein, und daraufhin wird dann Rom ein neues Kalendarium für Meßbuch und Brevier, unter Zuziehung der hervorragendsten Historiker und Liturgiker einführen und vorschreiben. Die Grundlage dazu hat schon Pius X. im ersten Jahre seines Pontifikates gelegt, und wenn, was noch eine längere Reihe von Jahrzehnten dauern wird, endlich das wirklich neue Brevier herausgegeben wird, wird dieses hoffentlich all diese Wünsche der Liturgiker, Historiker, Astronomen und Großindustriellen, sowie des ganzen Klerus und des katholischen Volkes in wirklich idealer Weise befriedigen.

Der Vorschlag der dies innominati ist schon im Anfang des 19. Jahrhunderts von dem Abte Mastrofini gemacht worden, welcher sie dies albi nannte. Dieser Vorschlag wurde 1918 von Hennen wieder aufgenommen und 1921 zu einem vollständigen Kalender geistreich, aber nicht ohne Willkürlichkeiten durchgearbeitet. Der angesehene, vor kurzem gestorbene Liturgiker, der holländische Kapuziner Viktorius von Appeltern hatte 1913 in den Ephemerides Liturgicae den Vorschlag gemacht, Weihnachten und Ostern wieder zwei Festtage zu geben und Ostern auf den 7. April festzusetzen,

jedoch so, daß die zwei Weihnachtstage als ein einziger gezählt werden, und im Schaltjahr ebenfalls die zwei Ostertage nur ein Datum haben und nur als ein Tag gerechnet werden. Den zweiten Weihnachts-, Oster- und Pfingstfesttag hat Benedikt XIV. für Sizilien, Pius VI. für Rom, Pius VII. für die französische Republik und der Can. 1247 § 1 für die ganze Kirche aufgehoben. In Deutschland blieben sie nur deshalb in Kraft, weil sie staatlich vorgeschrieben sind. Die „Reformatoren" hatten sie nämlich bei ihrem Abfall von der katholischen Kirche mit hinübergenommen, und so blieben sie in den deutschen, ganz oder überwiegend protestantischen Ländern bis zur Gegenwart Feiertage, auch dort, wo sie durch das napoleonische Konkordat aufgehoben worden waren. Das zukünftige Konkordat wird sie jedenfalls auch bei uns, ebenso wie den „Buß- und Bettag", in Verbindung mit den entsprechenden zukünftigen Reichsgesetzen aufheben.

* * *

Im April 1922 trat in Rom, wie die Köln. Volksztg. (1922, Nr. 37) berichtete, das Comité international d'Astronomie unter dem Vorsitz des französischen Astronomen Camille Flammarion zusammen, um über eine zeitgemäße Abänderung des Gregorianischen Kalenders zu beraten. Dabei soll auch die Frage der Festlegung des Osterfestes geprüft werden. Vielleicht gibt diese internationale Versammlung von Fachgelehrten für unsere Frage eine Grundlage, auf welcher alle Völker der Welt endlich zu einem einheitlichen Kalender gelangen und damit alle christlichen Nationen zu einer gemeinsamen Feier des Osterfestes auf einem festbestimmten Tage des April sich vereinigen. Der Papst wird dann ohne jedes Bedenken seine Zustimmung geben und diesen internationalen Kalender für die ganze Kirche vorschreiben.

□ □ □

„Im Zeichen der Exerzitien".

Von Prof. N. Scheid S. J., Trier.

Unter dieser Überschrift bringt der „Jesuiten-Kalender für das Jahr 1923" [1]) eine übersichtliche Darstellung der gewaltigen Exerzitienbewegung unserer Zeit (S. 83—93). Nach einem kurzen Hinweis auf das doppelte Jubelfest der Gesellschaft Jesu, des dreihundertjährigen, seit Ignatius von Loyola auf die Altäre erhoben wurde, und des vierhundertjährigen „des goldenen Büchleins der Exerzitien" — leitet „der Kalendermann" auf die geschichtliche Entwicklung über. „Wie die Jahrhundertfeier von Ignatius' Heiligsprechung nicht das Gedächtnis eines Toten gewesen ist, eines Mannes, der einmal war und heute nichts mehr bedeutet, wie wir uns vielmehr einem Großen der Menschheit gegenübersehen, der in diesen Tagen noch jugendfrisch in seiner Stiftung und tausendfach in seinen Söhnen weiterlebt, so führte uns auch das Jubeljahr seines einzigartigen Büchleins die erhebende Tatsache vor Augen, daß die Exerzitien nicht gestorben, nein, Leben und Wirklichkeit sind, heute mehr denn je zuvor. Aus der Felsengrotte von Manresa, wo sie in gotterleuchteter Einsamkeit durchlebt und verfaßt wurden, haben sie ihren Weg über die weite Welt gefunden und bedeuten nunmehr eine Macht im Leben der katholischen Völker. Aus dem winzigen Samenkorn, der baskischen Erde anvertraut, ist ein Riesenbaum geworden, der, ähnlich jenem aus dem Senfkörnlein, die ganze Erde überschattet."

Leider war die sorgfältige Ausarbeitung dieser wertvollen Geschichte eines Büchleins schon gedruckt, als unser derzeitiger Heiliger Vater dem gottgesegneten Werke auch einen himmlischen Schutzherrn gab, und zwar

[1]) Habbel (Regensburg) 4°, 140 S. — Mit 8 Kunstblättern und 94 Bildern im Text. — Der mannigfaltig reiche Inhalt schöpft aus der Vergangenheit und Gegenwart der Gesellschaft Jesu.

seinen Verfasser selbst, den hl. Ignatius, in der Apostolischen Konstitution vom 25. Juli 1922.

In der Einleitung dazu gedenkt der Papst in seiner wissenschaftlichen Art der Entstehung der Exerzitien: „Unter den fördernden Mitteln zur Frömmigkeit und Vollkommenheit im christlichen Leben — nehmen eine hervorragende Stelle die geistlichen Übungen ein, die der hl. Ignatius auf wirklich göttlichen Antrieb in die Kirche eingeführt hat. Denn wenn es auch nach der barmherzigen Güte Gottes nie an Männern fehlte, die die himmlischen Wahrheiten voll erfaßten und zugleich den Christusgläubigen in geeigneter Weise darzubieten wußten, so war es doch Ignatius, der zuerst Plan und Weg gefunden hat, wie der Christ in wunderboller Weise durch geistliche Übungen dahin gebracht wird, seine Sünden abzutun und nach dem Beispiel unseres Herrn Jesus Christus sein Leben einzurichten. Er tat dies in seinem Exerzitienbüchlein, das er verfaßte, als er noch gar keine Studien gemacht hatte."

Nach dieser klaren Sicherstellung des Begriffes der Ignatianischen Exerzitien schildert die Apostolische Konstitution ihre innere Kraft: „Diesem planmäßigen Vorgehen des hl. Ignatius ist es zu verdanken, daß die großartige Wirkungskraft und Nützlichkeit dieser geistlichen Übungen nach der Versicherung Unseres berühmten Vorgängers Leos XIII. ‚bereits die lange Probe von drei Jahrhunderten bestanden und sich die lobende Anerkennung aller Lehrer des geistlichen Lebens und aller Heiligen, die während dieser Zeit lebten, erworben hat'.[1]) Um von den vielen durch Vollkommenheit ausgezeichneten Männern zu schweigen, die dem Orden des hl. Ignatius selbst angehörten und laut und nachdrücklich erklärten, daß sie die ganze Weihe ihres Tugendstrebens nur aus dieser Quelle geschöpft hätten, so wollen Wir auf zwei glänzende Leuchten aus dem Weltklerus hinweisen: auf den hl. Franz von Sales und den hl. Karl Borromäus. Der hl. Franz stand vor der Bischofsweihe; da machte er mit allem Eifer die Ignatianischen Exerzitien und entwarf dabei nach den Grundsätzen des Exerzitienbüchleins seinen Lebensplan, den er bis zum seligen Ende befolgte. Der hl. Karl Borromäus aber, der durch die den Exerzitien innewohnende Kraft den Antrieb zum vollkommenen Leben empfing, hat sie bei Klerus und Volk in übung gebracht. Das bezeugt Unser Vorgänger seligen Andenkens Pius X.[2]), und das haben auch Wir selbst, bevor Wir den Stuhl Petri bestiegen, durch die Herausgabe geschichtlicher Zeugnisse dargetan.[3]) Von heiligen Ordensmännern und Ordensfrauen möge es genügen, ebenfalls zwei zu nennen: die Lehrmeisterin im beschaulichen Leben, die hl. Theresia, und den Sohn des seraphischen Patriarchen, den hl. Leonard von Porto Maurizio, der das Büchlein des hl. Ignatius so hoch schätzte, daß er bekannte, er gehe, so oft er Seelen für Gott gewinnen wolle, darnach voran."

Nach einer kurzen Erwähnung der Bestätigung und lobenden Anerkennung des so „wunderbaren Buches", von seinem ersten Erscheinen an, seitens der römischen Päpste spricht Pius XI. seine eigene Ansicht aus: „Wir sind überzeugt, das Elend unserer Zeit rühre hauptsächlich daher, ‚weil niemand ist, der es zu Herzen nimmt', wie der Prophet Jeremias sagt

---

[1]) Leo XIII. sorgte für regelmäßige Abhaltung der heiligen übungen im päpstlichen Rom und im Vatikan. Ihre Empfehlung an den Klerus seiner Heimat schlug er höher an als das Graben eines Brunnens und die Wiederherstellung einer Kirche dort. Für sich selbst nannte er die Exerzitien „sein Buch" und fügte bei, schon allein das Fundament davon (Einleitungsbetrachtung) genüge, eine Welt zu bekehren.

[2]) Pius X. sagte von sich selbst, daß er zwar immer die geistlichen übungen des hl. Ignatius hochgeschätzt habe, aber seit seiner Thronbesteigung noch viel besser verstehe, wieviel sie dazu beitragen, daß die Welt in Christus sich erneuert.

[3]) Als Vorstand der Mailänder Bibliothek veröffentlichte er eine Arbeit: „Der hl. Karl Borromäus und die geistlichen übungen des hl. Ignatius."

(12, 11). Nun ist es aber eine durch die Erfahrung bestätigte Tatsache, daß den Exerzitien des hl. Ignatius eine Kraft innewohnt, die die größten Schwierigkeiten überwindet, womit die Menschen von heute zu kämpfen haben. Und die Erfahrung lehrt ebenso, daß, wie früher, so auch in unseren Tagen, dort Tugendsaat fröhlicher Reife entgegenwächst, wo man die geistlichen Übungen macht: so in religiösen Genossenschaften und bei Weltpriestern, nicht weniger aber auch bei den Laien, und hier wieder — was heute besonders betont zu werden verdient — gerade bei der Arbeiterwelt. Darum ist es Unser sehnlicher Wunsch, daß die Teilnahme an diesen geistlichen Übungen von Tag zu Tag weiter zunehmen und sich immer zahlreichere Exerzitienhäuser erheben und schönere Erfolge zeitigen mögen, da man sich ja in ihre Einsamkeit wie in eine Schule der Vollkommenheit zurückzieht, die einen für einen ganzen Monat, andere für acht Tage, oder auch, wenn das nicht geht, für kürzere Zeit. Dahin geht Unser Flehen zu Gott gemäß der Liebe, die Uns zur Herde des Herrn erfüllt.

Wir entsprechen daher nicht nur den innigen Bitten der Hochwürdigsten Bischöfe fast des ganzen katholischen Erdkreises aus beiden Riten, sondern auch dem eigenen Herzenswunsche, Unserer Dankbarkeit gegen den hl. Patriarchen einen unzweideutigen Ausdruck zu verleihen, wenn wir zur dritten Jahrhundertfeier der Heiligsprechung des hl. Ignatius und zur vierten seit der Abfassung dieses goldenen Büchleis, nach Befragung Unserer ehrwürdigen Mitbrüder, der Kardinäle der heiligen römischen Kirche, der Vorsteher der hl. Ritenkongregation, kraft Unserer apostolischen Machtvollkommenheit erklären, bestimmen und verkünden: der hl. Ignatius von Loyola soll der himmlische Beschützer aller geistlichen Übungen sein und der Schutzherr aller Häuser, Einrichtungen, Vereine und Gesellschaften, deren Aufgabe es irgendwie ist, die Abhaltung von geistlichen Übungen zu ermöglichen und zu fördern." Es folgt die gewöhnliche Schlußformel der apostolischen Konstitutionen. —

Das klare Papstwort bedarf keiner näheren Deutung. Wie weit sich aber diese Schutzherrschaft des hl. Ignatius gegenwärtig erstreckt, das wird in dem erwähnten Aufsatz des Jesuiten-Kalenders in großen Zügen glänzend dargelegt. Nicht nur alle Länder Europas sind ruhmvoll vertreten, auch Amerika, das Dollar-Land, bleibt nicht zurück. Es sei nur erwähnt, was der Kardinal Farley, ehemals Erzbischof von Newyork, über die Bedeutung der Exerzitien für seine Landsleute sagt: „In Anbetracht des übergewichts der materiellen Kultur über den Geist, wie wir es in unserem Lande gewahren, sind diese Tage eines Lebens der Zurückgezogenheit und Selbstbesinnung in übernatürlicher Luft hier vielleicht notwendiger als irgendwo anders. Darum kann man sich nur über die Gunst freuen, die die Exerzitien allenthalben genießen, und den Wunsch hegen, sie möchten mehr und mehr in übung kommen." In Australien, Indien, China, überall wurde neben dem Banner weltlicher Herrschaft auch das siegreiche Feldzeichen Jesu Christi aufgepflanzt, wie es der hl. Ignatius in seiner Betrachtung von den „Zwei Fahnen" entfaltet.

Am blühendsten, oder besser gesagt fruchtreichsten aber wirkt der Exerzitiengedanke in unserem deutschen Vaterland. Insbesondere hat die Anregung zur Errichtung von Exerzitienhäusern Großes geleistet, und noch Größeres scheint die Zukunft zu verheißen. Gerade das, was der Heilige Vater so stark betont, Exerzitien für die Arbeiterwelt, kann in den zahlreichen dafür errichteten Häusern ermöglicht werden. Unsere alten Festungen des Krieges gegen äußere Feinde sind geschleift, kleinere Festungen des Friedens — so werden nicht unpassend die Exerzitienhäuser auch genannt — erheben sich allenthalben in unseren deutschen Gauen und vermehren sich von Jahr zu Jahr, zahlreicher und größer. Darin werden Männer zu christlicher Tat und zum Standhalten im geistigen Kampf des Lebens geschult und zu eifrigen Apostseln gebildet, die dann zu Haus und in der Familie, bei Freunden und im Verein den eigenen Eifer weiterverbreiten. Ja, der neue Eifer im religiösen Leben zeigt sich überall als glücklicher Erfolg der geschlossenen übungen in den Exerzitienhäusern. „Es müßten die Wände

unserer Exerzitienhäuser", so beschreibt das der Jesuiten-Kalender in seinem Exerzitienaufsatz, „ihre stillen Zellen und trauten Kapellen reden können, das Glück zu schildern, das ihre stets wechselnden Bewohner dort in einsamen Stunden erarbeitet und mit hinausgenommen haben. Doch zeugen die Tränen nach beendigter Beicht, der warme Händedruck beim Abschied vom Seelenführer, die tiefempfundenen Dankesworte in ungezählten Briefen genugsam von dem Frieden und der Seligkeit des Herzens, das sich selbst und seinen Herrgott wiedergefunden hat." — So erkennt sich der heilige Ignatius in jedem seiner Schutzbefohlenen seines weltweiten Reiches gewissermaßen wieder, nachdem er im Heiligtum zu Manresa den Frieden und das Glück seiner Seele gefunden und sich zum Gottesstreiter ungewandelt hatte.

„Möge das deutsche Volk in den weiten Gauen unseres Vaterlandes fortfahren, Krankenhäuser und Schulen zu bauen! Aber es möge auch nicht vergessen, sich Exerzitienhäuser zu sichern, Heilstätten für sieche und wunde Seelen, Heimstätten großer Gedanken und weittragender Entschlüsse für die gute Sache, Ankerplätze im Sturm und Wogengang des Lebens, Festungen des Katholizismus!" Mit diesem warmen Wunsche schließt der Kalendermann seine prächtige Überschau über die immer weiter greifende und tiefer gehende Exerzitienbewegung. Möge nunmehr der hl. Ignatius, der vom Papst bestellte Schutzpatron, noch segensvoller seines himmlischen Schirmeramtes zur größeren Ehre Gottes weiter walten, darf wohl ergänzend hinzugefügt werden.

□ □ □

Der hl. Bonifatius, Apostel der Deutschen. [1])

Von Prof. Dr. Christian Schmitt, Koblenz.

Die Wissenschaft, auch die nichtkatholische, hat fast in jeder Epoche es nicht an Aufmerksamkeit gegenüber dem großen Manne fehlen lassen, von dem Professor Leo dereinst — seit 1827 eine Zierde der Hallenschen historischen Fakultät — gerühmt hat [2]): „Alles, was in Deutschland später in politischer und geistiger Beziehung erwachsen ist, steht auf dem Fundament, welches Bonifatius gelegt hat; Bonifatius, dessen Grabstätte in Fulda uns ein heiligerer Boden sein müßte, als die Gräber der Patriarchen den Israeliten waren; denn er ist der geistige Vater unseres Volkes! Es gibt wenig Menschen, welchen so Großes zu wirken gegeben ist, wie diesem Manne, der mit einem gleich klaren Blick wie Moses seine Lebensaufgabe in einem Sinne, mit ungebrochenem Mute und unversieglicher Beharrlichkeit ausgeführt und wie jener der jüdischen, so er der deutschen Nation, der zweitgrößten, welche die Weltgeschichte kennt, in sittlicher Beziehung ihr Gepräge aufgedrückt hat." — Einen neuen Frühling bonifatianischer Forschung — das darf man aber wohl sagen — weckte die in den 70er Jahren gegründete Görres-Gesellschaft. Als erste historische Preisaufgabe schrieb sie aus: eine auf der Höhe der Wissenschaft stehende Monographie über Bonifatius. Es ist nur eine kleine, aber immerhin glückliche Auswahl trefflicher Arbeiten, welche der im Titel genannte jüngste Biograph aus dieser Literatur getroffen hat.[3]) Professor Nürnberger rief sogar, wie uns dünkt, in einer gewissen gelehrten Einseitigkeit der Produktivität katholischer und protestantischer, in- und ausländischer kirchenhistorischer Wissenschaft 1882 [4])

---

[1]) Von Joh. Jos. Laux C. S. Sp. 297 Seiten mit 11 Bildern. Herder 1922. Mk. 63.00.

[2]) Geschichte des Deutschen Reiches III, 717.

[3]) S. 289 ff.

[4]) Tübinger Quartalschrift 663 in der Kritik über die Bonifatius-Biographie von Otto Fischer, Leipzig 1881. 295 S.

ein Halt entgegen, indem er schrieb: „Fleißige *archivalische* Forschung und eifrige Fortsetzung der Detail-Untersuchungen über die *Handschriften* der Briefe des Heiligen sind das Nächste, was meiner Meinung nach zu geschehen hat. Mit schönen, allgemein gehaltenen Schilderungen[1]) ist der *Wissenschaft* wenig gedient, solange nicht Detail-Untersuchungen sich auf alle Punkte des Lebenslaufes erstreckt und halbwegs sichere Resultate erzielt haben." Nun wohl! Nürnberger selbst hat bekanntlich bis zu seinem allzu frühen Tode die intrikatesten Studien über Bonifatius' Handschriften veröffentlicht. (Neues Archiv für ältere deutsche Geschichte Bd. VIII, 301—25; Bd. XIV, 108—35; Bd. XI, 11—42; Disquisitiones criticae in Willibaldi vitam Bonifatii im Jahresbericht des Matthias-Gymnasiums zu Breslau 1891/2, 17 S.; Tübinger Quartalschr. 1888 (70 B.) 287 ff. usw.). Der Berliner Professor Tangl — um der Kürze halber andere verdiente Diplomatiker zu übergehen — hat nicht bloß 754 als das Todesjahr des Heiligen über alles Schwanken fixiert[2]), sondern sich um die Datierung der (22 ausgenommen) meist chronologisch nicht bestimmten vielen Briefe — selbst über Dümmler hinaus — reichste Verdienste (N. Archiv für ältere Geschichte B. 40 [1916] 639 bis 790) erworben und selbst noch 31 als bis jetzt verlorene bonifatianische Briefe nachgewiesen (N. Archiv l. c. Bd. 41 [1919] 48—57). Nach soviel Anstrengungen berufener Diplomatiker und Chronologen glaubte wohl der Verfasser vorliegender neuesten Bonifatius-Biographie trotz Nürnbergers wenig ermutigender Worte aus dem Jahre 1882 mehr ein *herzerhebendes Lebensbild* unseres Heiligen mit reicher Benutzung seiner Briefe geben zu sollen. So tritt wirklich die gewaltige und doch so demütige Figur des großen Wohltäters unserer Nation plastisch hervor. Der Leser wird nicht ungehalten darüber sein, wenn er nicht mehr behelligt wird durch Vorwürfe, die auch von übelwollender Geschichtsschreibung jetzt nachgerade außer Kurs gesetzt sind. Was für Anklagen wurden beispielsweise früher auf Grund des bonifatianischen Schreibens an den natürlichen Sohn Pippins, Grifo, welcher sich mehrere Male gegen Vater und Halbbrüder empörte, erhoben! „Wenn dir Gott die Macht verleihen wird, wolleſt du dich bestreben, — so heißt es im ersten Satze dieses vielberufenen Briefes, welcher später aber immer den Plural statt des Singulares gebraucht, — den Dienern Gottes, Geistlichen, Mönchen und Mägden Christi Hilfe zu leisten." Der Brief trägt keinerlei Andeutung über die Zeit seiner Abfassung, er ist als Kollektivschreiben an alle Söhne Karl Martells zu verstehen; die zwei anderen Exemplare sind verloren gegangen; aber unfreundliche Historiker wollten sofort sicher wissen, daß er in die Zeit fallen müsse, wo Grifo entweder mit den Sachsen, oder mit den Bayern, oder mit Herzog Waifa von Aquitanien hochverrätische Verbindungen angeknüpft hat. Dergleichen übereilte gegnerische Urteile finden sich auch bei außerkirchlichen Biographen nicht mehr.[3]) Der wissenschaftlich geschulte Historiker wird, wenn er auch durch die zur Aufklärung über die Indiktionsrechnung wenig genügende Note 1. S. 50 mit Vorurteil gegen Laux erfüllt wird, anderseits durch die erbauende und anregende Lektüre des Buches wieder versöhnt werden und auch sich vielleicht darüber trösten, daß Verfasser zwar wohl die Briefe, aber von den Schriften des Heiligen (z. B. seine Reden, seine Grammatik, sein Poenitentiale, seine

---

[1]) so hieß es geradezu an letztgenannter Stelle S. 662.

[2]) und damit manches Mißverständnis, z. B. auch die Legende von einem Konflikt, beseitigt, der zwischen Papst Stephan III. und Bonifatius 754 am pippinischen Hofe entbrannt sein sollte, aus dem Wege geräumt. (Vgl. dazu etwa Levison, vitae s. B. Monum. Ger. S. S. in usum scholarum) p. 99: gegen Franz Görres, Picks Monatsschrift, 2. Jahrg. 1876. 358—77, von dem er sagt: „Nimiam fidem auctori Moguntino Görres tribuit.")

[3]) Man vgl. etwa S. 290—293 der oben Note 3 angezogenen Schrift von Otto Fischer. Von der „durchweg gerechten Würdigung", die Hauck, K. gesch. Deutschlands, I. 4. Aufl., Leipzig 1904, 320—594 unserem Heiligen zuteil werden läßt, spricht Laux S. 296.

Carmina usw.) im Texte[1]) seiner Arbeit keine Erwähnung tut. — Vor noch nicht ganz drei Jahren hat Laux das Leben eines anderen großen Missionärs, des hl. Kolumban ediert.[2]) „Der Verfasser hat offenbar — wie eine kurze Anzeige seines neuesten fleißigen Werkes mit Recht sagte — eine eigene Gabe, sich in frühmittelalterliches Kirchen- und Klosterleben zu versenken. Er erzählt und schildert so schlicht und ruhig und dabei so ehrfurchtsvoll und warm, daß es einen wie ein Hauch aus alten, längst entschwundenen Zeiten anmutet!"

□ □ □

Zum Besten der Ueberlasteten.

Von Pfarrer Dr. Praxmarer, Aschaffenburg.

Über die Berechtigung der Tierschutzvereine dürfte wohl kein Zweifel herrschen, wenn es auch anderseits nicht zu leugnen ist, daß sich vielfach damit Übertreibungen und sonstige Ungehörigkeit verbindet. Wenn man aber das Leben in seiner krassen Wirklichkeit nimmt, dann muß man sich baß wundern, daß man nicht auch schon Menschenschutzvereine für gewisse Klassen und Gruppen aus der Spezies des „Homo sapiens" mit ähnlichen Bestrebungen wie die Tierschutzvereine gegründet hat. Wir kennen zwar Mädchenschutz, Jugendschutz u. ä., aber diese Einrichtungen haben durchgängig zunächst sittliche Ziele und berühren die niedrigeren Interessen nur indirekt, indem durch Hebung des religiös-sittlichen Moments zweifelsohne auch diese letzteren gefördert werden. Bei den Tierschutzvereinen bietet nun der Gegenstand, dem diese Vereine ihren Schutz angedeihen lassen, für höhere Interessen keine Handhabe, sondern die Bestrebungen richten sich hauptsächlich auf den Schutz des Lebens und äußerliches Wohlbefinden. Dabei verfallen dann manches Mal diese Bestrebungen auf Lächerlichkeiten, wie z. B. neulich in den Zeitungen zu lesen war, daß in Amerika ein Gelehrter bestraft wurde, weil er Versuche mit Mäusen machte, wobei dieselben verhungerten, obwohl diese Versuche den Schutz des Lebens vieler Menschen bezweckten.[3]) Nun gibt es aber viele Menschen, denen tatsächlich mehr zugemutet wird, als man es in der Regel Tieren zumuten würde; für solche wären Schutzvorrichtungen auch nicht überflüssig. Weil jedoch bei den Verhältnissen, die wir im Auge haben, Schutzbestrebungen in Form eines Vereins oder ähnlichem ausgeschlossen erscheinen, soll durch nachstehende Ausführungen etwas zu diesem Schutze beigetragen werden, und zwar in einer doppelten Weise, einmal, indem überhaupt diese Notwendigkeit einmal öffentlich ausgesprochen wird, gleichsam durch eine Flucht in die Öffentlichkeit, anderseits aber auch durch Angabe einiger praktischer Ratschläge, durch deren Befolgung wenigstens manches Mal sonst unerträgliche Verhältnisse erträglicher gestaltet werden können.

Wer sind aber die Überlasteten, um die es sich hier handelt? Vor einigen Jahren und mehr noch vor einigen Jahrzehnten, ehe die soziale Gesetzgebung in Deutschland einsetzte, die dann in anderen Ländern, freilich nur teilweise, Nachahmung fand, hätte man da zuerst an die arbeitende Klasse denken können; da haben sich aber die Verhältnisse vollständig geändert. Durch die neueren Gesetze, wie sie nach dem Umsturz der alten Ordnung fabriziert wurden, ist man damit beinahe schon bei den lächerlichen Übertreibungen der Tierschutzbewegung angelangt: findet man ja jetzt schon Dienstboten, oder wie der Terminus technicus jetzt lautet, Hausangestellte, die zielbewußt und unwandelbar am Achtstundentag halten und die bereit

[1]) freilich wohl im Literatur-Verzeichnis 284—6.

[2]) Kolumban, sein Leben und seine Schriften. Freiburg 1919. Mk. 8,80.

[3]) Es handelte sich nämlich darum, festzustellen, ob die Mäuse einen Gegenstand, der zur Sicherung der Tauchboote notwendig ist, anfressen oder nicht: man hatte deshalb den gefangenen Mäusen jegliche Nahrung außer diesem Gegenstand entzogen. Das hielt aber der betreffende Tierschutzverein für eine Verletzung der den Tieren „schuldigen Rücksicht"!

wären, das gerade eben nach viel Mühe und Arbeit angehende Feuer wieder ausgehen zu lassen, als nach dem Glockenschlag der achten Arbeitsstunde noch einmal einen Puster zu tun, um die Glut zur Entfaltung zu bringen. Höchstens in der Hausindustrie, zumal auf dem Lande, kann man da noch Überlastete finden. Die Überlasteteten sind jetzt meist bei den sog. besseren Ständen, auch namentlich in akademischen Kreisen zu finden. Es gibt Beamte, höhere Beamte, die eine solche Arbeitslast auf sich liegen haben, daß zu ihrer Bewältigung ein zweimaliger Achtstundentag oft nicht ausreichen würde. Aber dafür findet man in weiteren Kreisen kein Verständnis, auch nicht in den maßgebenden Kreisen, die vielleicht abhelfen könnten, wie ja auch die finanzielle Entlohnung gerade solcher Leute in gar keinem Verhältnisse steht zu den Riesengehältern ihrer Untergebenen; trotzdem sind das in den Augen vieler immer noch die Faulenzer und die Drohnen. Zu diesen Leuten, die so vielfach vollständig überlastet sind und deren Leistungen ebenso oft verkannt werden, gehören nicht in letzter Linie auch die Geistlichen, und zwar hauptsächlich die Seelsorgsgeistlichkeit, Pfarrer und Kapläne; es gehören auch dazu, um aus Gründen der Gerechtigkeit dies hier sogleich festzustellen, weil der weitere Verlauf unserer Abhandlung nicht leicht mehr uns auf diesen Punkt zurückbringt, vielfach unsere Ordensschwestern, namentlich die mit Krankenpflege Beschäftigten.

Während die jetzt gemachten Feststellungen wohl kaum bezweifelt werden können, wird man aber anderseits sehr bezweifeln, ob da überhaupt Abhilfe gebracht werden kann: man sagt, das bringe eben die Berufsarbeit gewisser Stände mit sich, die auch heute noch das „Impendam et superimpendar" fordere. Das soll an sich nicht in Abrede gestellt werden, namentlich auch nicht die letztere Notwendigkeit mit der Einschränkung „unter Umständen", wo es eben notwendig ist. Aber das gerade ist es, was hier betont werden soll, daß solche Forderungen oft erhoben werden, ohne daß es notwendig wäre, wie es auch ebenso wahr ist, daß manche, ohne daß an sie eine solche Forderung herantritt, unnötigerweise sich selbst alles schwerer machen und dadurch aber auch veranlassen, daß es andern schwerer gemacht wird, als es notwendig ist, weil damit, daß einzelne so handeln sich eine Art Gewohnheit und Anschauung bildet, es müsse so sein.

Hieher ist zunächst zu rechnen der Gebrauch, bestimmte Gottesdienste oder Beichtgelegenheiten auf Stunden zu legen, die früher vielleicht einmal berechtigt waren, aber jetzt absolut zu der herkömmlichen Zeit unpraktisch sind. So sind z. B. in vielen Kirchen die Kinderbeichten auf die ersten Stunden nach dem Mittagessen gelegt, nachdem die zur Erledigung dieser gerade nicht leichten und jedenfalls wichtigen Arbeit in Betracht kommenden Geistlichen den ganzen Morgen von einer Schule zur anderen haben laufen und Unterricht halten mußten und so notwendig wie das liebe Brot nach dem Essen einer kleinen Ruhe bedürften. So ist vielfach in den Städten die ganze Sonntagsnachmittags-Gottesdienstordnung auf die Zeit vor ungefähr hundert Jahren zugeschnitten, einerseits zur Unbequemlichkeit der damit belasteten Geistlichen und anderseits zu ihrem Ärger, weil sie diesen Gottesdienst meist vor leeren Bänken halten müssen, zum Schaden der Gläubigen, die sich dem Nachmittagsgottesdienst zu einer für sie unpraktischen Stunde entziehen, während sie zu einer geeigneten Früh-Abendstunde gerne kämen. Geht dann der eifrige Seelsorger diesem Wunsche nach und hält er auch einen Abendgottesdienst, dann ist halt auch wieder die ohnehin nicht geringe Sonntagsarbeit vermehrt, während der einfachste, allen gerecht werdende Weg der wäre, überhaupt die Andacht auf den Abend zu verlegen.

Ich kenne eine Kirche, da hat der Kaplan Sonntags um 12 Uhr Messe und Predigt, nachdem er vorher schon entweder Frühmesse oder Hochamt gehalten hatte; um 1 Uhr muß er Christenlehre für kleine Kinder halten, die ohnehin jede Woche ihre vier Religionsstunden in der Schule haben. Ist das nicht überflüssig?

Bei solchen Forderungen kann entweder überhaupt nichts Vernünftiges geleistet werden, oder wenn jemand mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit unter Anwendung äußerster Kraftanstrengungen etwas fertig bringt, dann

geschieht es auf Kosten weiterer Leistungsfähigkeit, sodaß es zu verstehen ist, wenn einer der gegenwärtig tätigen Bischöfe sagte, er habe in seiner Diözese kaum sechs Kapläne, die ganz gesund seien.

Hieher ist dann zu zählen überhaupt das gleichsam programmäßige Abwickeln der herkömmlichen Verrichtungen, ohne daß auf veränderte Verhältnisse die nötige Rücksicht genommen wird. So gibt es eine Reihe von Bruderschaftsandachten, oft mit Predigten, die meist vor leeren Bänken gehalten werden — Dinge, die mit Rücksicht auf das neuzeitliche Vereinswesen sich vollständig überlebt haben. Dazu gehört auch das Festhalten an den in früheren Zeiten und auch jetzt noch in Ländern, wo kein Schulzwang für Religionsunterricht besteht, durchaus notwendigen katechetischen Unterrichtsstunden in der Kirche in Form von gottesdienstlichen Veranstaltungen. Diese Einrichtung, namentlich in der Form, wie sie manche Pfarrer und Kapläne beliebten, daß in der Kirche abgefragt wurde, die bei vielen so beliebte Prügelstrafe zur Anwendung kam, viel Geschrei und Geschimpf und seitens der Kinder Geweine zu hören war, hatte schon immer etwas Ungehöriges an sich, denn eine Kirche ist kein Schulsaal. Jetzt ist sie dort, wo die Kinder genügenden Religionsunterricht in der Schule bekommen und wo für die heranwachsende Jugend die Kongregationen und sonstigen Organisationen bestehen, überflüssig. Da gibt es aber Kirchen, da findet erst die Katechese für die heranwachsende Jugend statt, dann eine Andacht für die Gemeinde überhaupt und schließlich eine Kongregationsversammlung oder Vereinsversammlung, der die nämlichen Personen wieder beiwohnen, die vorher zur Katechese kommandiert waren — denn diejenigen der heranwachsenden jungen Leute, sowohl Mädchen wie Knaben, die sich nicht in einen katholischen Verein aufnehmen lassen, werden in der Regel, namentlich in den Städten, auch keine Katechesen besuchen. Das ist aber dann des Guten zuviel für die jungen Leute selbst und es ist eine Arbeitsüberlastung für die Seelsorger. Was bitter not täte, das wären kurze katechetische und apologetische Unterweisungen mit einer daran anschließenden sakramentalen Segensandacht zu einer je nach den Verhältnissen der einzelnen Orte sich richtenden Abendstunde (Die Festlegung der gottesdienstlichen Veranstaltungen zu einer gemeinsamen Stunde für einen größeren Bezirk ist überhaupt bei der gegenwärtigen Lage der Dinge eine Ungereimtheit.) Leider bleibt dafür durch das strenge Festhalten am herkömmlichen Programm keine Zeit übrig und auch keine Kraft mehr, der man vernünftigerweise diese Leistungen noch zumuten könnte.

Zu diesem programmäßigen Abwickeln der seelsorglichen Arbeiten gehört auch das mancherorts sich findende, ins Endlose sich ausdehnende Sitzen in den Beichtstühlen, weil es einmal so eingeführt ist. Als ich Kaplan war, begegnete es mir einmal, daß ich nach dem Usus der Kirche, an welche mein Schicksal mich verschlagen hatte, an einem Samstag von 3—7 und dann von 8—9 Uhr und am folgenden Sonntagmorgen eine Stunde vor der Frühmesse im Beichtstuhl saß und sage und schreibe keine einzige Person Beicht zu hören bekam! Später hätte ich da Selbsthilfe gebraucht, aber als Kaplan glaubte ich einfach: es muß so gemacht werden, wie es üblich ist. Es ist freilich wahr, daß der Seelsorger das weiteste Entgegenkommen bezüglich des Bietens von Beichtgelegenheit gewähren muß, aber in vernünftiger Weise und so, daß die Leute an eine gewisse Ordnung gewöhnt werden. Ich weiß von einer Kirche, in der man am heiligen Abend bis 11,30 Uhr Beicht hörte, obwohl, wenn die Leute ordnungsmäßig gekommen wären, man von 3—7 Uhr die ganze in Betracht kommende Personenzahl hätte erledigen können. Morgens mußten dann am ersten Weihnachtstag die betreffenden Herren von 4,30 an wieder in confessionali sitzen und dann den übrigen Gottesdienst (Mette, Hochamt, Predigten usw.) besorgen. Können solche Gewaltleistungen noch mit Nutzen erledigt werden? Was werden das namentlich für Predigten sein können nach einer solchen Übermüdung? Jawohl, das Beichthören ist eine Pflicht, aber nicht das einzige, was ein Seelsorger zu leisten hat.

In meiner eigenen Pfarrei fand ich, als ich dieselbe antrat, auch den Gebrauch, an Samstagen abends nach Belieben des Publikums Beicht zu

hören; selbst Schulkinder kamen um 9 Uhr noch zur Beicht. Letzteres wurde nun zunächst abgeschafft und dann überhaupt der Gebrauch eingeführt, daß um 9 Uhr ein Zeichen mit der Schelle gegeben wurde, wonach die dann noch Kommenden nicht mehr beichten konnten. Da von 3 Uhr nachmittags an Gelegenheit zum Beichten war und die Geschäfte am Samstag meistens um 5 Uhr schon schlossen, konnten bis 9 Uhr auch die am meisten gebundenen Personen dagewesen sein wenn man sich nur ein bißchen einteilen wollte: das haben dann aber auch die Leute gelernt!

Schlimmer noch in seinen Forderungen und noch schlimmer in den Folgen ist das, was durch unser reich entwickeltes Vereinsleben an Lasten auferlegt wird. Die einfache Regel gegen Schädigungen von dieser Seite her, „es dürfe das Vereinsleben nicht auf Kosten des inneren Lebens der damit beauftragten Geistlichkeit und auch nicht auf Kosten der eigentlich seelsorglichen Verrichtungen gepflegt werden", sieht auf dem Papier sehr leicht zu beobachten aus; in Wirklichkeit handelt es sich hier um ein Finden des Steines der Weisen, zumal — mit Rücksicht auf den zweiten Teil der erhobenen Forderung —, da die Grenzen zwischen seelsorglichen Pflichten und berechtigten Forderungen der Vereinstätigkeit oft sehr schwer zu ziehen sind. Es wird in dieser Angelegenheit wohl nicht anders werden, wenn man sich nicht entschließt, einen großen Teil der Vereinstätigkeit auf Laienschultern zu laden — eine Sache, von der wir freilich auch eingestehen müssen, daß sie leichter zu sagen als zu tun ist. Vor einiger Zeit wurde einmal, ich erinnere mich nicht mehr, von wem und in welcher Zeitschrift, angeregt, man möge für diese und ähnliche Zwecke wieder die niederen Weihen als Lebensberufe entstehen lassen. Die Sache hätte jedenfalls auch ihre sehr großen Schwierigkeiten, aber unlösbar scheinen diese doch nicht, namentlich in einer Zeit, wo „alles fließt" und ganz neue Verhältnisse sich vorbereiten; da scheint es gerade nicht unnütz zu sein, auch diese Möglichkeit ins Auge zu fassen! Jedenfalls sollte auch jetzt schon ein Laienapostolat für katholische Vereinstätigkeit ins Werk gesetzt werden.

* * *

Die Überlastungen der Geistlichkeit, wofür in Vorstehendem einige Beispiele angeführt wurden, die freilich noch in vielen Stücken erweitert werden könnten, ziehen nun nach verschiedenen Seiten hin recht bedenkliche Folgen nach sich. Das nächstliegende Interesse, was da in Frage kommt, ist das gesundheitliche. Man darf sich auch darüber nicht in gewisser großsprecherischer Weise hinwegsetzen, namentlich angesichts des tatsächlich fast durchgängig vorhandenen Priestermangels. Wenn man da auf das heldenmütige Verhalten mancher großer Vorbilder des Seelsorgers hinweisen wollte oder auch nur das oben schon einmal angeführte Wort Pauli „impendam et superimpendar" (II Kor. 12, 15), so ist zu bemerken, daß heroische Leistungen für den gewöhnlichen Gang der Dinge, wie ihn auch Gott selbst haben will, nicht in Betracht kommen können. Es gibt auch ein göttliches Gebot, für seine Gesundheit zu sorgen (noch mehr z. B. für die Gesundheit der einem Oberen anvertrauten Kooperatoren), und Paulus selbst lehrt seinen Schüler Timotheus (I. V. 23) modico vino uti propter stomachum. Dabei bleibt auch das gleichfalls früher schon betonte Moment bestehen, daß vielfach diese überspannten Anforderungen gar keine Berechtigung haben, weil es sich um überlebte zwecklose Einrichtungen handelt, die kaum irgendeinen seelsorglichen Nutzen bringen, während deshalb vieles andere unterbleibt, was nicht nur nützlich, sondern auch notwendig wäre und nicht solche Anforderungen an die Kräfte der Seelsorger stellen würde.

Doch nicht nur gesundheitliche Rücksichten sind hier zur Geltung zu bringen, sondern auch die Rücksicht auf den Wert der geforderten Leistungen selbst und last not least die Rücksicht auf das innere Seelenleben der überlasteten Seelenhirten. Bezüglich des ersten der erwähnten Stücke ist es wohl besonders das Predigtamt, welches infolge exorbitanter Forderungen auf anderen Gebieten kaum mehr nützlich verwaltet werden kann. Es ist dabei zu bedenken, daß das Predigen für eine große Anzahl, um nicht zu sagen für

die Mehrzahl der Seelsorgsgeistlichen, etwas sehr Schweres ist, was nur mit sehr gründlicher Vorbereitung und in der Regel nur mit großer körperlicher Kraftanstrengung erledigt werden kann. Nun denke man sich namentlich diese jungen Herren, denen noch nicht die Erfahrung zur Seite steht, die auch sonst nicht zum Predigen besonders begabte Leute doch schließlich ihrer Aufgabe gewachsen erscheinen läßt, sondern die nur nach der Theorie ihre Predigten anfertigen können, denke man sich, sage ich, diese Herren bei ihrer beständigen Übermüdung, bei ihrem Nie-Ausgeschlafen-Haben genötigt, jeden Sonntag nicht nur eine, sondern zwei oder drei Predigten zu halten, oder, wenn es gut geht, nur eine Predigt, dafür aber eine oder zwei Katechesen und einen oder zwei Vereinsvorträge —, so ist die Frage nicht unberechtigt: Was kann da herauskommen? Ist es da zu verwundern, wenn namentlich unsere gebildeten Kreise ganz und gar nicht mehr befriedigt sind von der Art und Weise, wie in unseren Kirchen gepredigt wird, und sich schließlich abgestoßen fühlen? Es wäre in der Tat besser, wenn in unseren Kirchen weniger gepredigt würde, aber man mehr auf das bessere und zeitgemäße Predigen achtete. An vielen Orten gilt aber immer noch das Wort des sel. P Roh, in einer bestimmten Diözese würden die Leute tot gepredigt. — Auch mit Rücksicht auf das Publikum ist so etwas unpraktisch: die meisten können das gar nicht geistig verdauen, was ihnen so an geistiger Nahrung vorgesetzt wird, namentlich wenn, wie es in der Regel in größeren Städten der Fall ist, zu den verschiedenen Predigten in den verschiedenen Kirchen immer die nämlichen frommen Seelen sich einfinden.

Was wäre nun aber solchen mit Predigten und anderen Arbeiten überlasteten Geistlichen, namentlich jüngeren Priestern, die aber nun einmal die Verhältnisse nicht ändern können, sondern eben dran müssen, zu raten, damit ihre Überlastung etwas gelindert und es ihnen selbst ermöglicht werde, trotz der unvernünftigen Forderungen doch etwas Richtiges und Nützliches zu leisten. Da ist sehr schwer zu raten, weil es beim Predigen und der Art der Vorbereitung und bei allem, was damit zusammenhängt, außerordentlich auf die einzelne Person ankommt und bei dem einen sich etwas als nützlich und praktisch erweist, was bei dem anderen das gerade Gegenteil hervorbringt. Im allgemeinen dürfte aber folgender Ratschlag durchgängig sich bewähren: *man möge möglichst frühzeitig auf seine Predigten und auf alle Anlässe, bei denen man vor anderen auftreten und reden muß, sich vorbereiten!* Schon vom hygienischen Standpunkt aus ist diese Hast der Vorbereitung auf ein öffentliches Auftreten in den letzten Stunden, um nicht zu sagen, Minuten, ehe man am Platze erscheinen muß, ein wahres Verderben und erst bezüglich der Leistung! Wie ganz anders, wenn man schon an einem Sonntag sich klar macht, worüber man am nächsten Sonntag predigen will! (Das ist mit ein Grund, warum es so empfehlenswert ist, zusammenhängende Predigtthemata zu wählen.) Diesen Gedanken trägt man dann mit sich herum, lebt sich hinein, sucht in freien Augenblicken die nötigen Einteilungen und Ausführungen sich klar zu machen, kann manches, was Lektüre oder sonstige Arbeit an Gedanken anregt, damit in Zusammenhang bringen usw. Experto crede Ruperto, denn der Schreiber dieser Zeilen hat auch in seiner Amtstätigkeit meist unter Überlastung gelitten, aber mit den vielen Predigten und Vorträgen im allgemeinen wenig Schwierigkeit gehabt, weil er nach dem angegebenen Rezept handelte. Es mag dies nicht den Theorien entsprechen, wie sie in Büchern über Predigtkunst stehen, aber es hat die Praxis für sich, während die Theorien den neueren Verhältnissen gegenüber oft sehr wertlos sich erweisen. Wo kann denn das z. B. noch beobachtet werden, was manche Professoren der „Keryktik" als unumstößliche Regel aufgestellt hatten, „daß jede Predigt zweimal geschrieben sein müsse", ehe sie gehalten werde? Wo wird noch einem Prediger, wie es Segneri gewährt gewesen sein soll, für die Ausarbeitung einer einzigen Predigt ein ganzer Monat zur Verfügung gestellt?

Nun zur Schädigung des inneren, des geistlichen Lebens der überlasteten durch diese Überbürdungen. Daß hier auch große Schäden nicht nur

möglich sind, sondern tatsächlich vorkommen, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung, ebensowenig, daß diese Mißlichkeit noch von schlimmeren Folgen begleitet ist, als wie die Schädigungen der Gesundheit und die Mangelhaftigkeit der gewaltsam geforderten Leistungen. Selbst wenn letztere nicht an sich zu fürchten wäre, würde sie von selbst durch die Minderwertigkeit des inneren Lebens derjenigen, die solche Leistungen vollbringen, sich ergeben, da auf die Dauer ein „geistliches" Wirken ohne „geistliches" Leben des Werkzeugs nicht möglich ist; das wird ja leider nur zu vielfach durch die Erfahrung bestätigt. Wie aber diesem Mangel abhelfen? Die gründlichste und radikalste Abhilfe wäre, die Überbürdungen selbst abzuschaffen. Das wird aber unter den jetzigen Verhältnissen, vielleicht auch davon abgesehen, ein frommer Wunsch bleiben: immer und immer wird es, auch unter den einfachsten und geordnetsten Umständen Fälle geben, wo ein Seelsorger wenigstens zeitweilig überlastet wird. Man wird also eine andere Lösung der erwähnten Schwierigkeit suchen müssen.

Diese zu finden, wenigstens in genügender Weise, scheint nicht so schwer zu sein: es ist unseres Erachtens einmal wieder die Geschichte vom Ei des Kolumbus. Die Lehrer des geistlichen Lebens müßten unsere jungen Kleriker anleiten, ihre Berufstätigkeit für das Seelenheil anderer mit der Sorge für die eigene Seele und mit der Förderung des eigenen inneren Lebens grundsätzlich und zielbewußt zu verbinden. Sollte denn das etwas so Unerhörtes und Unmögliches sein, z. B. seine Predigten für andere zu Betrachtungen für sich selbst zu gestalten? Namentlich wenn man den oben gegebenen Rat befolgt, die Vorbereitung zu einer Predigt gleichsam tagelang mit sich herumzutragen, hat man da nicht manches Mal für eine ganze Woche genügenden Betrachtungsstoff? Und die Affekte und Lumina und was da sonst noch von den Theoretikern des geistlichen Lebens theoretisch gefordert und erörtert wird, können auch nicht ausbleiben und werden ihre Wirkung äußern nicht nur im Eindruck auf den, der diese Erwägungen veranstaltet, sondern auch auf die, denen dann so eine geistig erlebte Predigt weiter gegeben wird. Es scheint aber, man hat besonders auf seiten der Theoretiker des geistlichen Lebens in zu strammem Festhalten an hergebrachten Formen, in zu starker Betonung der Theorie das Läuten der Neuzeit, das auch auf diesem Gebiet die Notwendigkeit der Rücksichtnahme signalisierte, überhört. Die Sache, um die es sich hier handelt, bleibt natürlich in allem Wesentlichen für alle Zeiten und Verhältnisse unverändert, denn das steht im Zusammenhang teilweise mit den Dogmen, teilweise mit den unabänderlichen Sittengesetzen, oder allgemeiner gesagt mit unabänderlichen Wahrheiten, aber die Formen sind doch Nebensache, sind dem Wechsel unterworfen und müssen den Verhältnissen in zeitgemäßer Weise sich anpassen. Ist es denn wirklich notwendig, daß ein überarbeiteter junger Mann, der wochenlang nicht zur rechten Zeit zur Ruhe gehen kann und auch, wenn er zu Bette liegt, nicht ruhig schlafen kann wegen seiner überreizten Nerven, am Morgen dann sich eine halbe Stunde auf seinen Knieschemel kauert, mit aller Anstrengung der Phantasie eine „Compositio loci" zu bilden sucht (eine Sache, die für jemand, der keine reproduktive Phantasie hat, etwas ganz Zweckloses ist und mehr Zerstreuung verursacht als entfernt) und dann die verschiedenen Phasen der „Betrachtung" zu durchgehen sucht, was aber vielfach in einem Schläfchen endigt und wovon sich der Betreffende gerade so trocken und hölzern erhebt, als er sich hingekniet hat? Ich meine, wenn irgendwo, dann muß in diesem Stücke gelten: *wenn der Zweck einer Einrichtung oder einer Anordnung erreicht wird, dann ist die Hauptsache geschehen; auf die Mittel kommt es nicht an*, soweit sie nicht etwas Ungehöriges einschließen, oder wirkliche Gebote (nicht nur Räte) außer acht lassen. Nun, der Zweck aller Betrachtung und aller ähnlichen Übungen ist doch der, daß der Mensch immer mehr von den Glaubenswahrheiten durchdrungen und von einem durch den Glauben tätigen und in dem Glauben durchaus gegründeten Leben in all seinem Tun und Lassen bestimmt werde. Namentlich ist es für den Priester und Seelsorger vonnöten, sich zu hüten vor allem handwerksmäßigen Verrichten der Obliegen-

heiten; im Gegenteil: er muß ganz in seiner Sache und für seine Sache leben. Nun, wenn einer, wie oben schon angedeutet, bei der Erfüllung seiner priesterlichen und seelsorglichen Pflichten auch sich, seine eigene Seele, immer im Auge hat, wenn er das, was er anderen predigen will, sich selbst erst durch Hineinleben in die zu predigende Wahrheit gepredigt hat, wird da nicht auch der Zweck der Betrachtung, oft besser als durch eine systematische, nach einem angelernten Schema angestellte Betrachtung erreicht? Was heißt denn betrachten anders, als sich selbst predigen? So müßte die Vorbereitung auf die Predigt und die Betrachtung sich zweifelsohne vereinigen lassen und in der Regel würden beide Teile, der Prediger und die Gläubigen, denen man zu predigen hat, davon nur Nutzen haben. Was aber für Predigten entstehen, wenn einer, übermüdet durch den Schulbetrieb und die anderen seelsorglichen Arbeiten der ganzen Woche und durch das Beichthören am Samstag Nachmittag, Abend und Sonntag in aller Herrgottsfrühe, dann sich noch eine halbe Stunde hinkniet zu einer schematischen Betrachtung, um darauf die eingelernte, aber nicht erlebte Predigt herzusagen, das lehrt die Erfahrung nur zu deutlich.

Nicht nur durch die Vorbereitung auf die Predigt, auch noch in mehrfach anderer Weise kann, wenn dazu unseren jungen Klerikern eine richtige Anleitung gegeben würde, der Zweck erreicht werden, von dem viele meinen, er sei durchaus an systematische Betrachtungsformen geknüpft. Die Verwaltung der hl. Sakramente überhaupt, die Überlegung, welche Beichtzusprüche bestimmten Personen oder bei bestimmten Anlässen des Sakramentenempfanges (z. B. mit Rücksicht auf die Sonntagsevangelien oder zutreffenden Festgeheimnisse) zu geben sind, die Liturgie, namentlich die Meßformulare, die man praktischerweise entweder des Abends vor ihrem Gebrauch oder wenigstens am Tage selbst vor der Zelebration einmal durchlesen sollte (selbst bezüglich der bekannteren wäre dies wenigstens manches Mal zu wünschen) und noch viel anderes kann mit gutem Erfolg zur Förderung des eigenen inneren Lebens verwendet werden. Ferner bietet die Rezitation des Breviers sowie die regelmäßige Lesung eines Abschnittes aus der Heiligen Schrift sicherlich auch genügend Anregung für die Vervollkommnung des geistlichen Lebens, ohne daß zu diesem Zwecke viele ermüdende Praktiken vorgenommen werden müßten. Es scheint aber tatsächlich, daß man in starrem Festhalten an hergebrachten Formen vielfach übersieht, in der angegebenen Richtung aufklärend, belehrend und anregend zu wirken. Wenn man es als etwas Verdienstliches erachtet, daß Anleitung für „Fünf-Minuten-Predigten" gegeben werde, so scheint es nicht minder verdienstlich, wenn unsere überlastete Seelsorgsgeistlichkeit, namentlich die jüngeren Mitglieder, Anleitung finden zu „Fünf-Minuten-Betrachtungen". Damit soll nicht gesagt sein, daß die Betrachtung tatsächlich auf fünf Minuten immer beschränkt werden müsse: das Betrachten, das Überlegen dessen, wozu die Tätigkeit des Seelsorgers und Priesters überhaupt Anregung gibt, soll diese ganze Tätigkeit begleiten. Damit wird verhindert, daß es kein handwerksmäßiges Tun werde, während andererseits das innere Leben des im angegebenen Sinne Handelnden nicht geschädigt, sondern im Gegenteil gefördert wird und doch wiederum die Übermüdung unterbleibt, die vielfach die methodische Vornahme von Geistesübungen mit sich bringen muß, die aber dabei doch nur zu häufig nutzlos bleiben — zum Schaden dessen, der sie vornimmt und auch zum Schaden der seelsorglichen Arbeiten, die dann in der beständigen Überlastung oft recht handwerksmäßig verrichtet werden. Wenn der Kleriker angeleitet ist, bei seinen Berufsarbeiten zugleich seinen eigenen geistlichen Vorteil zu suchen und er ihn dann, wie es nicht ausbleiben kann, auch finden wird, dann haben wir dabei eines der vorzüglichsten Mittel gegen allen Schlendrian, gegen das leider nicht so seltene Treiben, das zu tun, was man tun muß, damit es eben getan sei! Solange aber die Lehrer des geistlichen Lebens und die dafür geschriebenen Bücher die Vornahme *systematischer* Betrachtungen und ähnlicher Übungen für eine strenge Pflicht, die Unterlassung fast für eine Todsünde hinstellen, solange ist eine zeitgemäße Berücksichtigung der durch die Verhältnisse geschaffenen Überlastung des Seelsorgsklerus in

Hinsicht auf die dadurch bewirkte Schädigung des inneren Lebens ein frommer Wunsch. Bücher, wie P. Huonders „Zu den Füßen des Meisters", oder wie Dr. Reck „Das Missale als Betrachtungsbuch", Bücher, in welchen namentlich die dort eingeschlagenen Wege fortgeführt und erweitert würden, wären die strenge Forderung der Zeit, unserer Zeit mit ihrer vielfachen Überlastung.

Mitteilungen

Zwei hervorragende deutsche Gelehrte der Gesellschaft Jesu, denen auch der Pastor bonus verehrungsvoll eine Palme auf den frischen Grabhügel legen möchte, sind anfangs November zur ewigen Heimat abberufen worden. Am 6. Nov. starb im Innsbrucker Kolleg Universitätsprofessor i. R. Johann Nisius. Er war ein Trierer Kind; auf dem Martyrerfriedhof zu St. Paulin ruhen seine Eltern. Vor dem Weltkrieg kam er oftmals in seine alte stille Vaterstadt an der Mosel mit ihren einzigartigen Denkmälern entschwundener Größe; und dann wußten die Studienfreunde aus der Tafelrunde des Priesterseminars Einig, Ecker usw. gar viel zu erzählen. 1853 geboren, Zögling des Germanikums, trat er 1879 in die Gesellschaft Jesu, wurde 1887 Privatdozent für N. T. und orientalische Sprachen, 1888 Professor. Mit seiner Professoren- und Forscherarbeit verband er intensive literarische Tätigkeit besonders als Mitherausgeber des kirchlichen Handlexikons. — Am 7. November starb zu Wien-Lainz P. Noldin im Alter von fast 85 Jahren an Rippenfellentzündung. Zu Südtirol in Salurn 1838 geboren, trat Noldin 1865 in die Gesellschaft Jesu. „Internationalen Gelehrtenruf errang er sich durch sein in der ganzen Welt verbreitetes Lehrbuch der Moral", schreibt die Salzburger Katholische Kirchenzeitung. In den Herbstferien des vorigen Jahres sah ich ihn zum letzten Male im Kolleg auf dem Freinberg bei Linz a. d. Donau. Geistig frisch und ziemlich rüstig bei dem hohen Alter schien der hagere, freundliche Achtziger beim ersten Blick fast noch derselbe wie 30 Jahre früher in den engen Räumen des damaligen Innsbrucker Studienhauses. Er erkundigte sich lebhaft nach ehemaligen Schülern: „Wie geht es dem Domkapitular . . . .?" Dem hochgefeierten, greisen Lehrer fiel der Name nicht sofort ein; er rieb sich wie vor Jahrzehnten die beiden Hände, lächelte in seiner alten, köstlichen Art schmunzelnd vor sich hin und sagte: „Wissen Sie, ich meine den, der immer so ein lieber Spaßmacher war —", „und heute noch ist", fuhr ich fort, „dabei aber stets so gesunde, vernünftige, edle Grundsätze vertrat! . . ." „Sagen Sie ihm einen herzlichen Gruß!" — Aber der P. Rektor Heitger mahnte: „P. Noldin ist ein Einsiedler geworden. Er kennt nur noch die Kapelle, den Weg zum Garten und seine Zelle." Seines Jugendaufenthaltes in Trier, wozu ihn, wenn wir nicht irren, der spätere Prälat und Regens Endres eingeladen hatte, gedachte er mit vieler Freude. Dann wanderte er noch nach Wien, um von dorten in die ewige Heimat einzugehen. Wir dürfen den Introitus des Commune Doctorum ihm nachrufen: „In medio Ecclesiae aperuit os eius: et implevit eum Dominus spiritu sapientiae et intellectus: stolam gloriae induit eum." Gar viele Schüler in der alten und neuen Welt werden den beiden Lehrern ein dankbares, unvergeßliches Requiescant in sancta pace weihen!

Trier. Prof. Dr. **Hamm.**

Geh. Konsistorialrat D. Strack. †

In seiner Wohnung zu Berlin-Lichterfelde starb am Donnerstag, den 5. Oktober, der Geheime Konsistorialrat D. Dr. Hermann Leberecht Strack, ordentlicher Honorarprofessor der Universität Berlin, seit zwei Jahren im Ruhestande. Nach längerem Leiden, von dem er noch im Spätsommer dieses

Jahres in Bad Oeynhausen Heilung suchte, rief der Herr seinen treuen Diener im 75. Lebensjahre zu sich.

Geboren war Strack im Jahre 1848 (6. Mai) zu Berlin und trat nach vollendeten Studien als Schulamtskandidat in den Gymnasialdienst ein. Erst 24jährig, verfaßte er das zweibändige Werk Prolegomena in Vetus Testamentum hebraicum (Leipzig 1872/73). Seinen wissenschaftlichen Ruhm begründete namentlich seine fleißige Arbeit auf der Petersburger Bibliothek, von deren hebräischen Bibelhandschriften er 1875 einen sorgfältigen Katalog herausgab. 1876 edierte er den Petersburger babylonischen Prophetenkodex in Faksimile. 1877 erhielt er schon in Berlin (er war erst 23 Jahre alt) eine außerordentliche Professur, bis er 1901 ordentlicher Honorarprofessor an der gleichen Universität wurde. 45 Jahre lang hatte er den Lehrstuhl inne, las aber auch noch in den letzten beiden Jahren nach seiner Pensionierung einige Stunden Kolleg bezw. hielt Übungen ab.

In dem von Strack und Zöckler herausgegebenen Kommentar zu beiden Testamenten und in Stracks Einleitung in das Alte Testament erweist er sich als positiver Theologe. Dem Kritizismus ging er scharf zu Leibe, und die Angreifer des Alten Testamentes (auch Friedrich Delitzsch) fanden in ihm einen gründlichen und unerbittlichen Gegner. Als Bundesgenossen gegen die destruktive Kritik können ihn auch die katholischen Fachgenossen hochschätzen. Strack war zwar überzeugter evangelischer Christ, ließ aber auch den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren. Die Sicherung der Heil. Schrift gegen unberechtigte Angriffe war ihm eine Lebensaufgabe. Auch seine letzte Schrift, über die ich noch Anfang des Sommers mit ihm korrespondierte, hatte diesen Zweck im Auge. Ob er sie druckreif hinterlassen hat, ist zwar zweifelhaft, doch halte ich es für wahrscheinlich.

Seine hebräische Grammatik, sein hebr. Vokabular und Schreibheft, auch seine aramäische Grammatik haben ihn wohl am meisten bekannt gemacht, zumal seine Grammatiken ein Muster von Akribie sind, in der Strack Meister war. (Ferner gab er Lexika zu Xenophons Anabasis und Kyropädie heraus.)

Mit Stracks Namen ist untrennbar das von ihm 1885 an der Berliner Universität gegründete Institutum Iudaicum verknüpft, dem er schon zu Lebzeiten den größten Teil seiner wertvollen Bibliothek vermacht hatte. Ihn leitete dabei der Gedanke der Mission an Israel, zu der gründliches Verständnis des Judentums und seiner Religion nötig ist. So entstand seine Talmudeinleitung, die Herausgabe von Talmudtraktaten in Urtext und Übersetzung mit Kommentar, die im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift gewürdigt wurden, und seine zahlreichen Schriften zur Verteidigung der jüdischen Religion gegen ungerechte Angriffe. Seine Schrift „Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit" ist bisher die beste und gründlichste über diese Materie. Seine neue Schrift „Jüdische Geheimgesetze?" fand ebenfalls im vorigen Jahrgang ihre Würdigung. Sie ist seit 1910 schon in 7. Auflage erschienen. Das größte Werk auf talmudistischem Gebiet, das Strack ausführte, ist die phototypische Herausgabe der einzigen vollständigen Handschrift des Babylonischen Talmud (Leiden 1912), deren numerierte Exemplare in jeder großen Bibliothek zu finden sind. Auch ein „Lehrbuch der neuhebräischen Sprache und Literatur" verdanken wir ihm. Dem Zweck der Judenmission dient auch seine Zeitschrift „Nathanael".

Nach einem arbeitsreichen Leben ist Strack aus diesem Leben geschieden. Manche katholischen Theologen haben zu seinen Füßen gesessen, und seine Gelehrsamkeit kam auch unserer Bibelwissenschaft zugute. Deshalb erflehen auch wir vom Herrn die ewige Ruhe für seine Seele.

Berlin. Studienrat **Felix J. Langer.**

„Armer, verfinsterter Geist, der sich »römisch-katholischer Pfarrer« zu nennen und gleichzeitig die Kirche und das katholische Volk um den Priesternachwuchs zu bringen sucht! Nur ein grenzenloses Mitleid kann ihm gegenüber das katholische Priesterherz erfüllen. Denn er muß vieles durchgemacht haben, der bis zu solcher Gesinnung kommen konnte," so apostrophiert Professor Krebs-Freiburg in einer lesenswerten Abwehr-

Broschüre den Verfasser der jämmerlichen Anklageschrift: „Die Sklaverei des katholischen Geistlichen" (Konstanz 1921, „Der Knechtsdienst des katholischen Priesters — Gedanken über das Priesterideal." 3. Aufl. 32 S.). Es sind zum Teil packende Ausführungen aus begeisterter Seele, so über das Glück des katholischen Priesters, S. 7, das tägliche Morgenopfer des katholischen Meßaltars S. 9, die Bedeutung des Modernistenabwehrkampfes S. 13, die Ehrfurcht und Liebe zum Bischof S. 28 usw.; es finden sich auch einige nicht überflüssige, kritische Bemerkungen, z. B. über Handhabung der Seminarerziehung S. 10, „Integralismus" S. 11 ff. „Die Gesamtrichtung unserer kirchlichen Aszese gibt der Seele . . . endlich ein gesundes Sentire cum Ecclesia. Da haben wir das schlimme Wort: Sentire cum Ecclesia! Gewiß, es wird auch damit Mißbrauch getrieben, und ich habe auch jenen Typus des Eiferers kennen gelernt, dessen Fühlen mit der Kirche vor allem darin besteht, möglichst vielen Konfratres den „kirchlichen Sinn" abzusprechen" . . . (S. 11. — vergl. S. 12 und 13u.)

Womit wir anläßlich der Mertensschen Schrift schon im Maiheft 1920 des Pastor bonus Regens Dr. Ries, Freiburg, getröstet haben, das mag auch Professor Krebs gelten — wir hätten es schon lange vor dem 2. Mai 1918 schreiben können —: dieser süddeutsche „Heuchler von seltener Größe", wie Ries den Verfasser Mertens nennt, thront noch nicht auf dem Gipfel der Heuchelei! „Du armer, verfinsterter Geist!" — Man lese das treffliche Büchlein! Es wird keinem schaden! H.

Liturgische Mitteilungen.

Für die feierliche Votivmesse De Fidei Propagatione, welche Pius XI. am 22. März 1922 jährlich einmal für alle Bistümer erlaubt hat (siehe Pastor bonus 1921/22 S. 529 f.) ist nachträglich bestimmt worden, daß sie sine Gloria et cum Credo adhibito colore violaceo gelesen werde. In den Acta Ap. Sedis 1922 Seite 312 steht als NB. diese Korrektur.

W. Dr. Ott.

Bücherschau

Kardinal Newman: Sankt Philippus Neri. Zwei Vorträge über seine Mission nebst einer Novene und Gebeten. 111 S. Theatiner-Verlag, München. 1922.

Es ist lehrreich und köstlich, kennen zu lernen, wie sich das Leben des hl. Philippus Neri in dem hohen Geiste Newmans widerspiegelt. Im ersten Vortrag vergleicht er ihn mit dem zuletzt anmaßenden Landsmann Savonarola, im zweiten zeigt er die Einwirkung der heiligen Ordensstifter Dominikus, Benediktus und Ignatius auf den Apostel Roms. Auch die Novene zeigt uns hochsinnige kleine Bilder. Woran man so selten denkt, und was so schwer im Anfang scheint, mußte auch Philipp, wie so manche, durchmachen. „Der hl. Philipp war jahrelang Zielscheibe und Gegenstand des Spottes der Schmarotzer in den großen Palästen des adeligen Roms, die alles Böse von ihm sagten, was ihnen in den Sinn kam, weil sie einen tugend- und gewissenhaften Mann nicht vor Augen haben wollten. Dieses spöttische Gerede über ihn hielt viele Jahre an. Ganz Rom wußte davon. In allen Kauf- und Geschäftshäusern machten diese bösen Nichtstuer Philipp lächerlich. Wenn sie irgend eine Verleumdung über ihn aufbrachten, nahm er sie durchaus nicht übel, sondern begnügte sich, ganz ruhig zu lächeln. Geduld wurde ihm so zur zweiten Natur, daß er nie in Leidenschaft gesehen wurde . . . Er ließ nie die leiseste Empfindlichkeit merken."

Arbeitsziele für die katholischen Arbeiter- und Arbeiterinnen-Vereine. Herausgegeben vom Kartellverband der katholischen Arbeiter- und Arbeiterinnen-Vereine Deutschlands. Leohaus München, 1921.

Mit warmen Worten empfiehlt der um die soziale Frage in Deutschland hochverdiente Innsbrucker Moralprofessor Biederlack vorstehende Programmarbeit in der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie. (1922. S. 145.) Schon 1892 begann der gefeierte Lehrer im überfüllten Auditorium maximum seine einstündige Vorlesung über „Soziale Gegenwartsfragen". Die ausgezeichneten, übersichtlichen Vorlesungen erlebten in der Buchbearbeitung stets neue Auflagen. Klares, ruhiges, sachliches Urteilen und Abwägen bei scharfer prinzipieller Grundlegung und umfangreicher Gelehrsamkeit begründeten Vorzüge, Erfolge und Hochschätzung. Man kann die Freude des Gelehrten über die endliche Einigung aller katholischen Arbeiterverbände durch „Anschluß des bisherigen Berlin-Trierer Verbandes an die drei kartellierten Verbände" auf dem Würzburger Kongreß im Mai 1920 unschwer herausfühlen. Dem Abgeordneten und Verbandspräses Monsignore Walterbach-München gebührt wohl mit seinem Landsmann, Prälat und Abgeordneten, Prof. Dr. Kaas-Trier, das Hauptverdienst beim Zustandekommen dieses Friedensschlusses, denen aber auch der dritte hochverdiente Sozialpolitiker, Volksvereins-Direktor Dr. Hohn-M.Gladbach, wohl nicht ganz teilnahmlos zur Seite stand. Mit einer ernsten Mahnung schließt der Nestor unserer Moraltheologen und Sozialtheoretiker: „Mögen die konfessionellen Arbeitervereine und die christlichen Gewerkschaften, die an diesen Vereinen ihre kräftigste Stütze haben, immer mehr als festen Damm gegen den verheerenden Sozialismus sich bewähren!"

Trier. Prof. Dr. **Hamm.**

Handhabe für den Erstbeicht- und Erstkommunionunterricht von M. Kreuser, Religions- und Oberlehrer. 59 S. 45,00 Mk. Schwann, Düsseldorf 1921.

Kreuser gibt dem vielbeschäftigten Seelsorger eine Handhabe, die eine rasche Geisteseinstellung auf einem auch für schwach begabte Kinder verständlichen Unterricht erleichtert. Da sie nur einen wohlüberlegten Gedankengang scharf formuliert, bleibt der persönlichen Eigenart des sie benutzenden Geistlichen alle Freiheit, auch die zu Kürzungen und Erweiterungen, gewahrt.

Trier. Dr. **Lemmer.**

Eusebius von Cäsarea als Darsteller der griechischen Religion (Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte) von Dr. Heinrich Doergens. Herausgegeben von Ehrhard und Kirsch, XIV 3 (XII u. 133 S.) 8° Schöningh, Paderborn, 1922.

Verfasser, der 1915 Eusebius als Darsteller der phönikischen Religion gewürdigt hatte,, wendet sich nun dem ertragreicheren Thema der griechischen Religion zu. Mit großer Sorgfalt stellt er aus der Praeparatio evangelica das Quellenmaterial für die eusebianische Darstellung der griechischen Völkerreligion und philosophischen Religion zusammen, kritisiert dann die Art der Quellenbenutzung und die eusebianische Auffassung von der griechischen Religionsentwicklung und gibt schließlich sein Urteil über den zeitgeschichtlichen und den grundsätzlichen Wert der eusebianischen Apologetik. Dabei stellt sich heraus, daß Eusebius in weitem Umfange von der Wissenschaft seiner Zeit abhängig ist, daß er ihre Irrtümer, besonders die Übertragung der orientalischen Gestirnkultur in die griechische Urzeit, teilt, daß er auch sonst in seiner Apologetik nicht sehr in die Tiefe geht. Immerhin hat er gegenüber der kosmischen Befangenheit des Heidentums die reine Geistigkeit und absolute Sittlichkeit des Christentums gut herausgearbeitet und bleibt damit wertvoll auch für unsere Zeit, in der die Kirche sich wiederum einer hochstehenden außerchristlichen Wissenschaft und einem heißen religiösen Suchen gegenübersieht. Seite 1 f. hätte wohl klarer gesagt werden können, daß Eusebius die Einteilung in die mystische, physische und politische Theologie auch aus der griechischen Wissenschaft übernommen hat; vgl. z. B. mein Buch „De philolophorum Graecorum silentio mystico" (Gießen 1919) S. 46. Wenn Eusebius Platon bald über-, bald unterschätzt

hat, so hat auch Verfasser ihn manchmal etwas zu eilfertig beurteilt. Daß Platon Pantheist gewesen sei, ist kaum zu halten; ebenso kann man den Neuplatonismus nicht einfachhin als Pantheismus bezeichnen. Wenn Platon keinen „persönlichen" Gott lehrt, so konnte er das wegen des Anthropomorphismus der Griechen nicht; übrigens leugnet er nie die Persönlichkeit und nennt zuweilen Gott βασιλεύς So z. B. im 2. Brief, dessen Unechtheit trotz Wilamowitzens willkürlicher Ablehnung keineswegs erwiesen ist. In diesem Briefe ist übrigens besser (S. 30 und 86 bei Doergens, δευτερον πέρι τα δευτερα καὶ τριτον πέρι τὰ τριτα zu lesen statt zweimal περὶ. Die Deutung dieser Stelle auf Platons Noetik ist kaum zu beweisen. Gegenüber der reichlich kritischen Beurteilung Platons fällt die Hochschätzung des Aristoteles durch D. auf (S. 101/2), obgleich, wie Eusebius und D. im Einklang mit der gesamten Patristik finden, Platon besonders in seiner ethischen Richtung dem Christentum verhältnismäßig am nächsten stand. Die Auffassung von Poseidonios muß nach dem neuesten Buche K. Reinhardts (München 1921) wohl revidiert werden.

Damit schließen wir unsere kurzen Bemerkungen, die nur zeigen sollen, wie anregend die Beschäftigung mit den antiken Apologeten noch jetzt ist, wie unsere Apologetik von ihrem weiten Blicke lernen kann, und wie dankbar wir dem Verfasser für sein Werk sein müssen.

Maria-Laach. Dr. **P. Odo Casel** O. S. B.

Die Devotionsbeichte. Die Tilgung der läßlichen Sünde in der heiligen Beichte. Lehre und Anleitung von P. Ph. Scharsch Obl. M. J. 3. Auflage. 12° 229 S. Vier Quellen-Verlag, Leipzig, 1921.

Ein vorzügliches Werk für Beichtväter und Beichtkinder, für Priester und Laien, für Welt- und Ordensleute. In 13 Kapiteln wird das ganze Thema eingehend behandelt. Für die Praxis ist bedeutungsvoll das zweite Kapitel über die Vergebung der läßlichen Sünde außerhalb der Beichte. Die fünf Stücke, die zu einer guten Beichte gehören, werden theologisch exakt, mit klarer Durchleuchtung des täglichen Lebens für alle, welche ernstlich nach Vollkommenheit, d. h. nach innigerer Liebe zu Gott streben, behandelt. Prächtig ist besonders die Behandlung des Gegenstandes der Devotionsbeichte, der Gewissenserforschung, der Reue und des Vorsatzes, namentlich der praktischen Durchführung des Vorsatzes. Mit der Darlegung, wie oft man beichten soll kann ich mich nur ganz einverstanden erklären. Hier erweist sich der Verfasser als vorzüglicher Praktiker. In welchem Verhältnisse häufige Beichte und tägliche Kommunion zu einander stehen, legt das letzte Kapitel in anziehender Weise dar. Möge das Werk besonders als geistliche Lesung in die Hände recht vieler, wirklich frommer Seelen kommen, in der Welt und im Kloster. Es wird großen Trost, ernstes Streben und besonders zuverlässige Aufklärung über viele, bei manchen noch herrschende Unklarheiten bringen.

Waldhilbersheim. Dechant Dr. **Ott.**

Im Dienste des Schöpfers. Ein Buch über die Ehe für kath. Braut- und Eheleute. Von Hardy Schilgen S. J. 100 S. Kartoniert 14 Mk. Josef Bercker, Kevelaer.

Die Wichtigkeit des Brautunterrichtes ist unbestritten, nur hält es schwer, in einer kurzen Unterrichtsstunde all die wichtigen Ehepflichten so einzuprägen, daß spätere Unklarheiten vermieden werden. Diesem Bedürfnis kommt das vorliegende Büchlein entgegen, das alle Eherechte und Ehepflichten, aber auch alle Ehevollkommenheiten und Ehesünden bespricht. Die Sprache ist edel und zurückhaltend, und doch auch wieder so deutlich, daß der klare Sinn nicht verschleiert wird. Im Anfang werden die kirchlichen Bestimmungen über Eheversprechen, Eheschließung, die Unauflöslichkeit der Ehe, die Ehehindernisse und die Spendung der Nottaufe besprochen. Mit dem Hirtenschreiben der Bischöfe vom Jahre 1913 schließt das Büchlein.

Eutin. Dr. **Timmen.**

Ein ganz vorzügliches Büchlein für Braut- und Eheleute.

Kinder der Heiligen

Erwägungen über die Ehe und das sechste Gebot.

Von Willibrord Seblags.

13.—17. Tausend. Preis Mk. 5.—

Aus Zuschriften: . . . . Kürzer und doch klarer, zarter und doch eindringlicher kann man diesen Gegenstand wohl nicht behandeln . . . .

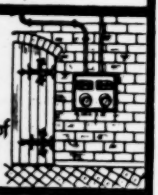
. . . . Form wie Inhalt wirken einfach überraschend . . . . Es ist das Büchlein, das ich mir bisher immer für derartige Fälle gewünscht, aber vergebens auf dem Büchermarkte gesucht habe . . . .

. . . . Mancher hat mir schon gestanden, dass er bei einer derartigen einfachen und doch so sachgemässen Aufklärung vieles nicht getan hätte was so geschehen ist . . . .

Läutemaschinen

nur bewährter Systeme.
Viele hunderte im Betrieb
darunter Dom zu Köln
mit Kaiserglocke (21000 kg)

Herforder-Elektricitäts-Werke
Bokelmann & Kuhlo
Herford.



Mod. E
Ein Druck auf den Schalterknopf genügt!

Auf Wunsch Beschreibung No. 27 kostenlos.

Für Vereine und Kongregationen
empfehlen wir unsere reichhaltige

Theaterbibliothek

Verzeichnis kostenlos!

Paulinusdruckerei, Trier

Paulinus-Druckerei
G. m. b. H.
TRIER a. d. Mosel
Saubere Anfertigung
sämtlicher
Druckarbeiten.

Wir bitten unsere verehrl. Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen, welche auf Grund der hier abgedruckten Anzeigen erfolgen, gefl. stets auf den ‚Pastor bonus' zu berufen.

Anzeigen, die in Heft 4 des ‚Pastor bonus' zur Aufnahme gelangen sollen, erbitten wir bis zum 10. Dezember cr.; später einlaufende können für diese Nummer keine Berücksichtigung finden.